



Berlin, den 7. Juni 1902.

## Industriestaat oder Agrarstaat?

Durch den Zolltarifentwurf ist die brennendste der deutschen Fragen seit einem Jahre das tägliche Diskussions- und Lesethema der Zeitungen geworden. Da ich nicht in der Lage bin, gleich Schaeffle und den anderen Autoritäten meine Gedanken über das augenblickliche Stadium der Erörterung ausführlich und im Zusammenhang aussprechen zu können, sei es in einer Brochure oder in einer Reihe von Zeitungsaufsätzen, so nehme ich meine Zuflucht wieder zu der Form, die im knappsten Raum viel zu sagen ermöglicht: ich reihe Thesen an einander und überlasse den Lesern die Ausführung und Begründung. Um ihnen diese zu erleichtern, verweise ich hier und da auf die entsprechende Seite eines Fundortes von Beweismaterial und benutze dazu zwei Werke von Vertretern der beiden feindlichen Parteien: „Agrar- und Industriestaat“, zweite Auflage, vom Professor Adolf Wagner (W), „Deutschland als Industriestaat“ vom Dr. F. E. Huber (H) und einige meiner Opuscula: „Weder Kommunismus noch Kapitalismus“ (K), „Neue Ziele, neue Wege“ (N), „Die Agrarkrise“ (A) und ein paar in der Zukunft veröffentlichte Aufsätze (Z).

1. Landwirtschaft und Bauernstand — die beiden Kategorien bedeuten einander nicht — bleiben die Grundlage des Staates, die Pflanzstätte der Volkskraft, die Bedingung gesunder sozialer Zustände; Alles, was über ihre Unentbehrlichkeit in materieller, hygienischer, militärischer und politischer Hinsicht gesagt wird (z. B. K 357 und W von Anfang bis zu Ende), ist wahr. Die Schilderungen des Elends der Kleinbauern und der ländlichen Gefindeklaverei in der antiagrarischen Presse sind theils Karikaturen, theils ungerechtfertigte Verallgemeinerungen. Zugugeben ist, daß sich die Lage der ärmeren Dörfler

in dem Maße verschlechtert hat, wie die Landwirtschaft seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts industriell, kapitalistisch und rentabel geworden ist, und daß das Verhalten vieler Rittergutsbesitzer die heutige Landflucht verschuldet hat. Wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt: mit den Schuldigen werden die Unschuldigen, namentlich die Bauern, getroffen; die Aufbesserung der Löhne und der Kost, zu denen sich jetzt die Gutsbesitzer gezwungen sehen, kommt zu spät. (K 338; A 93). Die Hauptschuld an der Entvölkerung des Dorfes trägt übrigens der Militärdienst. Der Dörfler wird immer der beste Soldat bleiben, nur muß man ihn nicht drei, auch nicht zwei Jahre bei der Fahne behalten; damit verstädert man ihn.

2. Von dieser Seite her, nicht durch die ausländische Konkurrenz und den niedrigen Getreidepreis, sind die Bauern bedroht. Vom Industrialismus nur insofern, als ihr Gewicht im Staate schwindet, da sie einen immer kleineren Prozentsatz der Bevölkerung ausmachen und durch das Uebergewicht des industriellen Reichthums an Ansehen verlieren. Von dem Vergleich mit den Nabobs und deren hoch besoldeten Direktoren abgesehen, leben sie nicht schlecht. Nicht sie sind zu bedauern, sondern der immer größer werdende Theil des Nachwuchses, dem der Boden gesperrt, die Möglichkeit, ländlichen Grundbesitz zu erwerben, genommen ist. Wie immer man sich nun die Noth der Landwirtschaft denken mag: mit Schutzzöllen kann ihr so wenig abgeholfen werden wie mit der Doppelwährung, dem Getreidemonopol, der Börsenreform und den übrigen längst begrabenen Mitteln der Agrargelehrten. Jede Erhöhung des Getreidepreises steigert die Grundrente und damit den Preis der Landgüter; die künstliche Steigerung durch Schutzzoll hat diese Wirkung um so sicherer, weil sie für dauernd gehalten wird, was bei der Steigerung durch eine knappe Ernte, die außerdem den Vortheil aufheben kann, nicht der Fall ist. Gerade die Preissteigerungen sind es daher, die Krisen erzeugen; und den Preis der ländlichen Grundstücke niedrig halten, ist das einzige Mittel, Agrarkrisen vorzubeugen. Nicht der Kulturfortschritt, sondern die zunehmende Volksdichtigkeit und Bodenknappheit, die freilich im heutigen Europa mit dem technischen Fortschritt in Wechselwirkung steht, erhöht nothwendiger Weise den Getreidepreis. Wagner geht über diese Schwierigkeit viel zu leicht hinweg. Auch wenn es wahr wäre, daß heute viele Landgüter keine Rente mehr abwerfen, würde dadurch der angegebene Grund gegen Agrarzölle nicht entkräftet. Die Erhöhung der Getreidepreise würde bewirken, daß wieder Grundrente entstände, die steigende Konjunktur würde, wie es immer geschehen ist, beim Verkauf, bei der Erbtheilung und bei der Aufnahme von Meliorationshypotheken eskompirt werden und den nächsten Besitzer würde der niemals ausbleibende Preisrückgang stürzen. Daß die Hebung des Getreidepreises die Produktion vermehren und Deutsch-

land vom Auslande unabhängig machen würde, ist sehr unwahrscheinlich. Gerade die Nothwendigkeit, den Preisfall durch die Vermehrung des Ertrages auszugleichen, hat die deutschen Landwirthe zu Verbesserungen gedrängt, deren glänzender Erfolg ihnen zur höchsten Ehre gereicht. Hinter der Schutzmauer eines hohen Zolles, die den Import unmöglich machte, würden sie es, wie vor 1846 die englischen Landlords und Pächter, bequemer finden, die Volksvermehrung bei gleichbleibender Produktion den Preis noch weiter steigern zu lassen. (W 97. 119; A 9. 23. 116—121. 156).

3. Doch hat auch Huber Recht mit Allem, was er zum Lobe der industriellen Entwicklung anführt. Sie ist nothwendig, weil im geschlossenen Staate nach vollständiger Auftheilung des Bodens der Bevölkerungszuwachs nur in der Industrie und im Handel untergebracht und weil das in immer stärkerem Maße nothwendig werdende Importbrot nur mit exportirten Industrieerzeugnissen bezahlt werden kann. Der Weltverkehr und die Produktionssteigerung, die er erzwingt und ermöglicht, bereichern die darenin verflochtenen Völker nicht allein durch die steigende Menge der Güter, sondern auch durch die wachsende Zahl und Mannichfaltigkeit der Güterarten und durch eine Fülle technischer, geschäftlicher und geistiger Anregungen. Die Verflechtung selbst erschwert den Krieg und verstärkt die Friedensliebe immer weiterer Kreise, was die Humanisirung der Völker zur Folge — haben könnte. Und wenn der industrielle Fortschritt durch steigende Noth bei Bodenknaptheit erzwungen wird, gereicht auch dieser Zwang der Volksgesundheit zum Heil. Die Völker des klassischen Alterthumes sind zu Grunde gegangen, weil die Zunahme stockte, ihre Produktivkraft den damaligen Bedürfnissen reichlich genügte, keine Noth zu Erfindungen trieb, Herren und Sklaven faulenzten und verlotterten. Auch dem geistig Gesunden, daher Arbeitwilligen, ist Zwang zu etwas mehr Arbeit, als er freiwillig leisten würde, sehr gesund; da nun bei der Mehrzahl die Arbeitwilligkeit zu wünschen übrig läßt, so ist der Zwang, den die Noth übt, für die Erhaltung der Volksgesundheit nicht zu entbehren.

4. Freilich hat dieser Nutzen der Noth, die zum technischen Fortschritt treibt und den Industrialismus fördert, wie Alles in der Welt seine Grenze. Diese Grenze ist auf dem Punkt überschritten, von wo ab die Noth nicht mehr das ganze Volk kräftigt, sondern einen immer stärker anschwellenden Theil zur Entartung verurtheilt. Daß trotz der Verklammerung von Millionen Menschen die Gütermasse, der Nationalreichtum steigt, bedeutet keine Entschädigung und keinen Trost. „Die Menschenkultur ist auf jeden Fall wichtiger und nothwendiger als die Erhöhung der Industrie und des äußeren Wohlstandes“, hat die potsdamer Regierung in einem Erlass vom Januar 1828 gesagt. Wagner hat vollkommen Recht, wenn er (W 32) auf die Verreichung durch die Industrie das Wort Jesu anwendet: Was nützte es dem

Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber Schaden an seiner Seele, also an seinem Menschenthum litte? Das sicherste Merkmal der eingetretenen Entartung sind die Kindergräucl. In England sind diese Gräucl aus den Fabriken und Gruben verschleucht worden, aber in der Hausindustrie, in der sogenannten Familie und auf der Straße wuchern sie fort. Was Deutschland betrifft, so hat die amtliche Statistik über 550 000 im Gewerbe thätige Schulkinder, die Lehrerquote, deren Ergebnisse Agahb veröffentlicht, schauderhafte Einzelheiten ergeben und der Staatssekretär Graf Posadowsky hat bei Berathung des neuen Kinderschutzes gesagt: „Unter Umständen kann der erzieherische Werth der Arbeit darin bestehen, daß ein solches Kind zum Krüppel oder Idioten erzogen wird.“ Ein Staatssekretär muß solche Früchte des sogenannten Kulturfortschritts auch dann noch verschleiern, wenn er dagegen ankämpft, sonst würde Posadowsky statt „unter Umständen kann sein“ „in viel hunderttausend Fällen ist“ gesagt und vor „erzogen“ „zum Verbrecher“ eingeschaltet haben. Die in der Landwirtschaft beschäftigten Kinder fehlen in der Statistik und die Zahl der im Gewerbe verwendeten ist wahrscheinlich noch viel zu niedrig angegeben. Kinder zum Brotverdienst zwingen, ist eine in alten Zeiten und bei barbarischen Völkern unbekannte Barbarei und in dem Maß und in der Weise, wie es heute geschieht, doppelt Barbarei. Es hieße, die in Betracht kommenden Millionen deutscher Väter und Mütter für Kanibalen erklären, wenn man annehmen wollte, daß etwas Anderes als die bitterste Noth sie bestimme, ihre Kinder dem Moloch zu opfern. Den Ausschluß der landwirtschaftlich beschäftigten Kinder aus dem neuen Gesetz würde ich für gerechtfertigt halten, wenn die Verhältnisse noch so wären wie zu der Zeit, wo ich das Land kennen gelernt habe. Die landwirtschaftlichen Beschäftigungen sind an sich gesund und den Kindern lieber als das Eigen in der Schule. Ob Das in den letzten Jahren wesentlich anders geworden ist, ob die Industrialisirung der Landwirtschaft ungehörliche Ausnützung der Kinder, besonders beim Rübenbau, in den nördlichen Provinzen Preußens zur Folge gehabt hat, vermag ich nicht zu beurtheilen. Es ist auch viel von der sittlichen Verderbnis der Hütelinder und anderer Kategorien die Rede gewesen. Daß die Landwirtschaft keine Schule mönchischer oder muckerischer Keuschheit, sondern eine beständige Einladung zu derbem Geschlechtsgenuss ist und daß die mit der Begattung des Viehs vertrauten Dorfkinder die städtische sogenannte Unschuld gar nicht kennen, versteht sich für jeden nicht dämlichen Menschen von selbst. Das mögen die Freisinnigen und die Sozialdemokraten den Konservativen vorhalten, so oft sich diese Herren in der Rolle von Schutzengeln der Unschuld lächerlich machen; aber wenn sie sich über die Thatfache, statt über die konservative Heuchelei, entrüstet stellen, so machen sie sich selbst lächerlich. Sollte es freilich wahr sein, daß durch die Einrichtungen vieler

Gutshöfe die Schulkinder in den Geſchlechtsverkehr der Knechte und Nägde hineingezogen werden, ſo müßte Dem, nicht um der ſogenannten Sittlichkeit willen, ſondern im Intereſſe der Volksgesundheit und der öffentlichen Sicherheit erſtlich gewehrt werden.

5. Daß ein Theil der induſtriellen Bevölkerung verkümmert, erklären gewiſſe Entwicklungstheoretiker für die zur Raffenverbefſerung nothwendige Ausſcheidung und Vernichtung der Minderwerthigen. Aber die Minderwerthigen werden, wenn man von den in Zuchtäufern lebenslänglich Eingeperrten abſieht, nicht an der Fortpflanzung gehindert; ſtrophulöſes und ſonſt verkümmertes Bettelgeſindel iſt vielfach fruchtbarer als die kräftigen und gefunden Beiſenden. Und dann: man mag die Buren für ſo ſchlecht halten, wie man will, — daß es Verkrüppelte und Verkümmerte unter ihnen gebe, hat ihnen noch Niemand nachgeſagt. Bei ihrer Lebensweiſe entſteht gar keine Menſchheitheſe, deren Ausſcheidung und Vernichtung wünschenswerth erſchiene; ſolche entſteht eben nur auf dem Gegentheil der burifchen Lebensweiſe, unter den Beſigloſen, in dicht bevölkerten Ländern, beſonders in Großſtädten und bei vielen gewerblichen Beſchäftigungen. Daß ein gewiſſer Grad von Zuſammendrängung und Noth erforderlich iſt, um die Gewerbe und den techniſchen Fortſchritt zu erzeugen, habe ich vorhin ſelbſt geſagt. Aber der techniſche Fortſchritt, ſo unentbehrlich er für das Daſein einer ſtätig wachſenden Menſchenmenge ſein mag, bedeutet keine Veredlung der phyſiſchen und der geiſtigen Natur des Menſchen und keine Steigerung ſeiner Naturanlagen, keine Züchtung einer höheren Raſſe, wie ich in der Schrift „Sozialausleſe“ nachgewieſen habe. Was ſtätig fortſchreitet, iſt die Vollkommenheit der Maſchine und die Produktenmenge, nur zum Theil auch die Güte der Produkte, gar nicht die der Menſchen. Gewiſſe einſeitige Fertigkeiten des Menſchen werden geſteigert; aber daß der engliſche Maſchinenſpinner beinahe doppelt ſo viel Spindeln beaufſichtigen kann wie der deutſche: Das macht ihn nicht zu einem höheren Typus der Gattung Menſch. Im Gegentheil wird durch die immer weiter gehende Spezialisirung der gewerblichen Arbeit und durch die vollſtändige Trennung der ſchöpferiſchen, künſtleriſchen und Leitungarbeit von der ausführenden Handarbeit ein immer größerer Prozentsatz von Menſchen degradirt. Und um den evolutioniſtiſchen Optimismus Edwards von Hartmann iſt es ſo übel beſtellt wie um die Selektion nach Darwin. Das Ringen mit der Natur und der Kampf gegen feindliche Naturgewalten ſtärkt Körper und Geiſt und veredelt. In der Noth einer Springfluth und beim Deichen fühlen ſich Arm und Reich als Brüder. Und eine durch die Kargheit der Natur erzeugte Hungernoth verbittert die Menſchen nicht gegen einander, ſondern verbindet ſie als Leidensgefährten. Aber die Noth der Armen im modernen Induſtrieſtaat, deſſen Speicher ein unabſehbarer Ueberfluß füllt und deſſen Millionäre

nicht wissen, wie sie sich der erdrückenden Zinsensammlung erwehren sollen, verbittert und vergiftet; und der Konkurrenzkampf, der Kampf um die Verteilung des Futters und um den Platz am Futtertrog, der im Geheimen geführte Kampf gegen den Mitbewerber um ein Amt, der mit Schwindel, Reklame und Verleumdung geführte Kampf um die Kunden: der züchtet alle gemeinen und häßlichen Triebe und macht den modernen Menschen mit seiner Tugend- und Humanitätsmaske zu einem unangenehmeren Geschöpf, als der Straßenräuber eins ist. Zu der Scheinarbeit, die über den Mangel an Gelegenheit zu produktiver Arbeit hinweghelfen muß, gehört auch die Arbeit der Polizisten, Richter und Aufpasser, die den giftigen Konkurrenzkampf in den Schranken äußerlicher Wohlstandigkeit halten müssen, und die Arbeit der Gesetzgeber, Agitatoren und Zollbeamten, die die Vermehrung der Gütermasse zu hindern, also die produktive Arbeit einzuschränken haben. Nur gewisse Tugenden zweiter Ordnung, bürgerliche Tugenden, erzwingt und fördert der Industrialismus; so kann der Großhandel ohne absolute Zuverlässigkeit und moralische Kreditwürdigkeit nicht bestehen.

6. Daß der Industrialismus und der technische Fortschritt die Gütermenge vermehrt haben, ist nun freilich mit Dank anzuerkennen, aber nicht als ein großes Verdienst zu preisen. Es wäre doch gar zu absurd, wenn die 255 Millionen eisernen Männer, die im deutschen Reich arbeiten, die täglich vierundzwanzig Stunden arbeiten können, ohne zu ermüden, und von denen jeder nur auf ein Achtel Dessen zu stehen kommt, was der Lebensunterhalt eines lebendigen Mannes kostet (H 28 bis 29), wenn die nur immer wieder andere Maschinen und nicht auch Gebrauch- und Genussgüter schaffen. Aber was nützt uns, daß die Nähmaschinen vierzigmal zahlreicher und daher vierzigmal wohlfeiler geworden sind als zu der Zeit, wo man sie mit der Hand anfertigte, und daß man mit dem in Speichern und Läden lagernden Kattun alle Planeten umhüllen könnte? Allerdings sind im vorigen Jahrhundert die deutschen Arbeitslöhne, in Geld ausgedrückt, auf das Doppelte und Dreifache gestiegen, was bei der gleichzeitigen Verbilligung der Kunstzeugnisse den vierfachen Naturallohn bedeuten könnte. Allein das Brotkorn ist heute noch nicht so wohlfeil, wie es 1820 bis 1840 war, Fleisch und Butter sind drei- bis viermal so theuer, eben so die Wohnung. Dabei besteht ein stärkerer Zwang zu Anstandsausgaben, und was die in Großstädten und in verräucherten, mit Schutt und Asche bedeckten Industriebezirken zusammengepferchte Bevölkerung an Naturgenuß, gesunder Luft, Licht und was ihre Jugend an Bewegungsfreiheit verloren hat, kann gar nicht in Geld abgeschätzt werden. Huber ist auch so ehrlich, einzugestehen, daß sich nicht ermitteln läßt, in welchem Maße die vermehrte Gütermenge den unteren Klassen zu Gute kommt (H 53, 58, 62 bis 63). Aus den Statistiken von Victor

Böhmer und Hucker, die eine bedeutende Steigerung des Brot-, Fleisch-, Butter- und Eierkonsums nachweisen, wird voreilig zu viel geschlossen. Wenn man die letzten vierziger Jahre zum Ausgangspunkte nimmt, dann ist die starke Steigerung selbstverständlich. Denn damals hat eine Hungersnoth Deutschland heimgesucht, deren Wiederkehr für eine absehbare Zukunft unmöglich gemacht zu haben, das unbestreitbare Verdienst des technischen Fortschrittes und des Welthandels ist. Aber wenn man auch für die Zeit zwischen den napoleonischen Kriegen und 1845 behauptet, das Volk habe damals weniger Brottorn, Fleisch, Milch und Butter gegessen als heute, so glaube ich Das einfach nicht. Die Statistik kann für jene Zeit nichts Sicheres nachweisen, weil es damals noch wenig amtliche Statistik gab und weil sich bei vorherrschender Naturalwirthschaft, wo Jeder seine eigenen Produkte konsumirt — die Bevölkerung bestand fast zu vier Fünfteln aus Bauern und Ackerbürgern —, der Konsum schlecht kontrolliren läßt. Da dieser Zustand auch nach 1845 erst allmählich der reinen Geldwirthschaft gewichen ist, so sind höchstens die Zahlen der letzten drei Jahrzehnte zuverlässig. Aus dem zuletzt angeführten Grunde hat auch die Lohnsteigerung weniger zu bedeuten, als auf den ersten Blick scheint, denn zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts machten die ausschließlich von Arbeitslohn lebenden Personen nur einen kleinen Prozentsatz der Bevölkerung aus, heute sind sie die reichliche Hälfte. Außerdem ist die Vertheilung ungesund. Die Beamten, denen es ja zu gönnen ist, leben heute viel besser, die unterste Arbeiterschicht schlechter als vor sechzig bis siebenzig Jahren. Dann: der jugendliche Arbeiter in einer gut zahlenden Industrie verdient seine 600 bis 700 Mark und verfrüht, vertrinkt und verbraucht fast sein ganzes Geld. Der verheirathete Mann bekommt im selben Industriezweig 1000 bis 1200 Mark und soll damit sich, eine Frau und vier bis sechs Kinder nähren, kleiden und beherbergen; er kann nicht, wie der jugendliche, zum zweiten Frühstück und zum Abendbrot dick belegte Stullen verzehren; noch weniger kann es seine Frau, die oft mit dreißig Jahren ein abgemagertes Jammerbild ist. Später helfen die Kinder vielleicht ein paar Jahre lang verdienen. Aber mit fünfzig Jahren ist der Mann wieder auf seine eigenen zwei Hände angewiesen und verdient weniger als in den Jahren seiner besten Kraft. Das mehr verbrauchte Fleisch kommt also vielfach in den unrichten Magen.

7. Malthus hat demnach zwar nicht, wie Adolf Wagner glaubt (W 53 bis 58), in allem Wesentlichen Recht, aber er hat wenigstens eine wirklich vorhandene Tendenz erkannt, sie allerdings so falsch wie möglich formulirt. Nicht Lebensmittelmangel entsteht nothwendiger Weise durch die Volksvermehrung, denn mit jedem Maul kommen auch zwei Hände und ein Kopf auf die Welt; und die Agrarier aller Länder möchten heute am Liebsten

die Hälfte alles Brotkorns, Zuckers, Kaffees, sammt Rosinen, Kakao und Gewürz ins Wasser werfen. Sondern nur der Zugang zu den reichlich vorhandenen Nahrungsmitteln wird immer schwieriger, weil bei der heutigen Gesellschaftsordnung Jeder nur durch Verkauf seiner eigenen Waare, die bei Vielen bloß aus der Arbeitskraft besteht, das zum Kauf der Lebensmittel erforderliche Geld erwerben kann, der Absatz aller Waaren aber durch die unserer Produktionsordnung immanenten Widersprüche immer schwieriger wird. (Könnten diese Widersprüche aufgehoben werden, so würde der technische Fortschritt die Gütermasse in dem Grade vermehren, daß alle Güter beinahe umsonst zu haben, alle Menschen reich, die Träume der Sozialisten, das Paradies, das Schlaraffenland verwirklicht wären.) Malthus hat ferner das von List ausgesprochene Gesetz der Bevölkerungskapazität nicht gekannt, wonach zunehmende Volksdichtigkeit und entsprechende Steigerung der Gewerbetätigkeit auch den Ertrag der Landwirtschaft steigern, — bis zu einer gewissen Grenze. Wird diese Grenze, die nach Klima, Bodenbeschaffenheit und Volkstüchtigkeit verschieden liegt, überschritten, so tritt allerdings Nahrungsmittelmangel ein, wenn zugleich die Nahrungsmiteleinfuhr gehindert oder erschwert wird; außerdem zieht die übermäßige Menschenanhäufung auf kleinem Raum die bekannten Uebelstände nach sich. Es giebt also eine relative Uebervölkerung unteren Grades, die durch technischen Fortschritt überwunden werden kann, und eine relative Uebervölkerung höheren Grades, die durch keinen technischen Fortschritt mehr zu überwinden ist. Diese kündet sich schon durch die Unmöglichkeit an, alle Volksgenossen produktiv zu beschäftigen. Daß es bei uns so weit ist, glaube ich, bewiesen zu haben. (U. A. Z 8. Juli 1899, S. 67 bis 71; 15. Dezember 1900, S. 446, K 315 bis 340.) Der letzte Aufschwung war dem Bau elektrischer Anlagen und den Flottengesetzen zu verdanken. Jener kann nicht im selben Tempo weiter gehen wie bei der ersten Einführung der neuen Triebkraft und viele Flottengesetze können wir nicht mehr erleben, weil die Weltwirtschaft, wie Huber beweist (H 153, 172, 184, 192 bis 194), zum Frieden zwingt und, wie die Haltung der Großmächte England gegenüber in den letzten beiden Jahren offenkundig gemacht hat, das Großkapital, dessen Commis die Regierungen sind, keinen Krieg will. Polizei und Strafrecht zwingen das Volk, sich zu verstecken, und verhindern das Bekanntwerden der Arbeitslosigkeit, erweisen aber dadurch der Nation einen schlechten Dienst, indem sie deren Leitern den wirklichen Zustand verbergen und dadurch die rechtzeitige Bescheidung des Ausweges unmöglich machen. Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung sind zwar notwendig, aber der Ausweg sind sie nicht. Nachdem die internationale Arbeiterbewegung den Gesetzgebern die Augen und Ohren geöffnet hatte, haben sich die Regierungen aus Furcht vor der Abnahme der Militärtüchtigkeit, die

Unternehmer aus Furcht vor dem Rückgang des Konſums, die Geiſtlichen aus Furcht vor dem Abfall der Gläubigen zum Atheismus, die Parteihäuptlinge aus Furcht vor dem Verluſt ihrer Wähler, alle Beſitzenden aus Furcht vor der Verbreitung des Verbrecherthums und der ansteckenden Krankheiten zu einer Sozialgeſetzgebung aufgerafft. Aber alle hygieniſchen und Arbeitergeſetze zuſammen vermögen höchſtens einem Theil der Arbeiterschaft die gefunden Lebensbedingungen wieder zu verſchaffen, die ihre Vorfahren vor hundert Jahren und noch mehr die vor ſechshundert Jahren ohne Fürſorge des Staates koſtenlos geſſen haben. Die Leiſtung der Sozialdemokratie beſchränkt ſich auf den Aufklärungsdienſt und die Organifation eines Widerſtandes gegen Lohnbrückeri, der die Unternehmer wenigſtens ſo weit zur Vernunft zwingt, daß ſie ſich nicht durch Konſumverminderung ſelbſt erwürgen. Daß die Sozialdemokratie mehr nicht vermag, hat jeder Einſichtige auch vor dem belgiſchen Mißerfolg ſchon gewußt. Es giebt nur einen Weg zur Aufhebung der Lohnſklaverei: freies Land! Wo jeder Menſch Grundbeſitzer werden kann, hat keiner nöthig, ſeine Arbeitskraft einem anderen zu verkaufen. Ein ſolcher Zuſtand würde nun freilich das Ende der Kultur ſein, die ohne Sklaverei in irgend einer Form nicht beſtehen kann, aber um dieſe zu mildern und erträglich zu machen, giebt es kein anderes Mittel als die Verminderung des Angebotes von Arbeitskraft entweder durch die neumalthuſiſche Praxis oder durch die Auswanderung in Ackerbaukolonien mit wohlfeilem Boden.

8. Auch die Steigerung des Exportes iſt nicht der Ausweg, wie England beweist. England iſt weder durch „Fleiß und Sparſamkeit“ noch durch Freihandel reich geworden, ſondern auf folgendem Wege. Es hat durch Seeräub, Sklavenhandel und die Ausplünderung Indiens ungeheure Kapitalien aufgehäuft. Ferner hat es den Iren unter dem Vorwande der Religion ihr Eigenthum geraubt und ſie zu ſeinen Arbeitsklaven gemacht, indem es ihnen jede Industrie und den Feringfang an ihrer eigenen Küſte verbot. Auch die amerikaniſchen Neuenglandſtaaten ſuchte es in ſolche Abhängigkeit von ſich zu zwingen, daß ihre Bewohner nicht einmal einen Hufnagel ſelbſt anfertigen durften. Wer mit England Handel treiben wollte, mußte ſich engliſcher Schiffe bedienen. Nachdem die Bauern der Wolllindustrie wegen ihres Landes beraubt worden und ihre Nachkommen Proletarier geworden waren, konnte ſich King Cotton durch den weltgeſchichtlichen Kindermord Arbeitskräfte verſchaffen, die beinahe koſtenlos waren. Mit dem auf dieſem Wege produzierten wohlfeilen Kattun wurde die Textilindustrie aller Länder vernichtet, namentlich die ſchleſiſche Leinen- und die indiſche Muſſelinweberei. Damals bleichten unter dem ſchönen Himmel Indiens die Gebeine verhungertes Weber. Der engliſche Weber, ſchrieb der London Spectator, works ſo cheap, that he starves the poor Hindoo, and then starves himſelf. Hochſchulgoll

und Exportprämien förderten die heimische Industrie mit Treibhaushitze und halfen zusammen mit allerlei Handelspraktiken und den vorhin angegebenen Mitteln die des Auslandes schwächen oder vernichten. Erst nachdem sich England das Handels- und Industriemonopol gesichert zu haben glaubte, ging es, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, zum Freihandel über. Nach noch nicht fünfzig Jahren sah es sein Monopol gebrochen und sein Export steigt jetzt so wenig, daß er, die Volkszunahme in Ansaß gebracht, seit 1872 als stationär bezeichnet werden kann. (W 164 bis 172). Daß die passive Handelsbilanz an sich kein Unglück ist und unter Umständen das Steigen des Nationalreichtthumes anzeigen kann, ist richtig. Aber bei einer gewissen Größe der Differenz tritt die Nothwendigkeit ein, zur Deckung des Defizits das Nationalkapital anzugreifen, und auf diesem Punkte dürften die Engländer angelangt sein. Der Ruf nach Zollschutz erdnt immer stärker, und wenn der eben eingeführte Kornzoll eine kleine Rekognitionengebühr genannt wird, — nun, mit einer solchen hat man auch 1879 in Deutschland angefangen. Zugleich wird die Arbeitergesetzgebung rückwärts revidirt und die Arbeiter ducken sich furchtsam. Da ruht denn doch der Reichthum der Vereinigten Staaten auf sichererer Grundlage, deren Bewohner ohne Export behaglich gelebt haben, dann reich geworden sind und die jetzt, ohne es nöthig zu haben, in so gewaltig steigendem Maße exportiren, daß der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr schon drei Milliarden Mark beträgt.

9. Huber klagt die Agravier an, daß sie List mißbrauchten. Das ist richtig; aber er selbst mißbraucht den großen deutschen Nationalökonomem nicht minder, wenn er ihn als einseitigen Befürworter des Industrialismus darstellt, und er wird dem freilich in mancher Beziehung phantastischen Carey nicht gerecht, der in der Hauptsache, die Huber verschweigt, nur Schüler List's war. Beide haben nämlich, wie eigentlich schon Adam Smith, das Hauptgewicht auf den Nahverkehr, auf das örtliche Zusammenwirken und die innige örtliche Verflechtung von Gewerbe und Landwirthschaft und ihre gegenseitige Befruchtung gelegt: darauf, daß der Schmied, der den Pflug macht, Wand an Wand mit dem Bauern wohnt, der ihn gebraucht, was natürlich zu verallgemeinern ist. Bei einer solchen Organisation der Volkswirthschaft schwindet auch der Nimbus, den die Industrie durch die Berechnung der ungeheuren in ihr angelegten Kapitalien und von ihr erzielten Gewinne erwirbt. Wenn die Gewerbetreibenden und die Landwirthe unmittelbar auf dem nächsten Wochenmarkt mit einander verkehren, dann brauchen die Nahrungsmittel, die Gewebe, die Kleider, die Arbeitmaschinen und Werkzeuge nicht tausend Meilen weit spaziren gefahren zu werden und ein großer Theil der Transportmittel und der für sie arbeitenden Maschinenbauanstalten wird entwerthet. Die Gebrauchsgüter haben ihren Werth an sich; den Verkehrsanstalten und Maschinen

verleibt, ähnlich wie gewissen Industriepapieren, oft nur unzweckmäßige Wirtschaftsorganisation einen Werth, den eine Aenderung der Organisation oder eine Wendung der Konjunktur vernichtet. Ganz irreführend ist der Ausdruck (H 236) „unabhängiger Agrarstaat, der sich selbst genügt“. Ein solcher ist gar nicht möglich, wenn unter Staat ein Kulturstaat verstanden werden soll, und die Antwort auf die Frage: Industriestaat oder Agrarstaat? lautet: Weber der eine noch der andere ist das Ideal, sondern der „Agrikultur-Manufaktur-Handelsstaat“, den List gefordert hat. Selbstverständlich soll sich ein solcher auch nicht mit einer chinesischen Mauer umgeben, sondern auf den Zollschutz schon darum verzichten, weil er ihn beim Nahverkehr gar nicht braucht. Drei Lebensbedingungen eines solchen Staates werden aus bekannten Gründen von Schutzzöllnern und Freihändlern, auch von Huber, entweder übersehen oder verschwiegen. Soll der internationale Güteraustausch wirklich alle Teilnehmer bereichern, dann muß er sich auf die Spezialitäten jedes Landes beschränken. Daß beide Theile gewinnen, wenn die Nordländer Tropenerzeugnisse mit Fabrikaten bezahlen, liegt auf der Hand; dagegen verlieren beide Theile, wenn sie einander ihre Gewebe zuschieben, die jedes von ihnen daheim wohlfeiler, mit minderer Aufopferung von Menschenglück, herstellen kann. Auch gräbt sich der Export von Waaren, die überall oder wenigstens in vielen anderen Ländern produziert werden können, vielfach selbst sein Grab. Die schlesischen Schafzüchter haben durch den für den Augenblick vortheilhaften Export von Zuchtwiddern nach Australien sich selbst der im Ganzen doch noch vortheilhafteren Wollproduktion beraubt und die Engländer ziehen sich durch Maschinenausfuhr überall in der Welt Konkurrenten groß. Die zweite Lebensbedingung des sich selbst genügenden Staates ist eigentlich die erste: ein mit Mineralschätzen ausgestattetes Land von hinreichender Größe und das wenigstens die Zonen des Getreides, des Weines und der Südfrüchte umfaßt. Zum Genügen gehört, daß der Boden die hauptsächlichsten Nahrungsmittel und alle der höheren Kultur nöthigen Rohstoffe enthält und erzeugt und daß das Land groß genug ist, um den Bodenpreis niedrig zu halten. Denn sobald dieser Preis hoch steigt, fängt die ungesunde Vertheilung der Bevölkerung an. Die dritte Bedingung ist Volkstüchtigkeit. Rußland hat Raum und ein bis in die Zone der Südfrüchte reichendes, auch an Mineralschätzen nicht armes Land, aber ein untüchtiges Volk. England hat ein tüchtiges Volk und Mineralschätze, aber ein zu kleines Land. Nordamerika erfreut sich aller drei Bedingungen, und weil es hinlänglich Boden hat, ganz allein aus diesem Grunde, kann trotz Anhäufung sabelhafter Reichtümer in den oberen Schichten auch der Arbeiter noch doppelt so hoch gelohnt werden wie in Deutschland. Keine Kunst und kein technischer Fortschritt vermag das Uebergewicht auszugleichen, das den Nordamerikanern die Größe

ihres Landes und die Mannichfaltigkeit seiner Erzeugnisse verleiht; der Stahlkönig Schwab hat deutlich darauf hingewiesen. Leider hat eine von unerfährlicher Habgier eingegebene falsche Wirthschaftspolitik schon angefangen, künstlich Bodentnappheit zu erzeugen. Das deutsche Volk hat Tüchtigkeit und Geist im Ueberfluß, auch Mineralerschätze, aber ein zu kleines Land. Sein Zustand nähert sich dem des englischen; nur besitzt es keine überseeischen Ausbeutungs- und Auswanderungsgebiete und geringeren Kapitalreichtum, erfreut sich dafür aber noch einer gesünderen sozialen Struktur, namentlich eines kräftigen Stammes von Bauern und selbstwirthschaftenden mittleren Gutsbesitzern.

10. Bei der Veränderung der sozialen Struktur und der Wirthschaftsverfassung der Völker greifen zwei Prozesse in einander ein. Der eine ist der Wechsel von Differenzirung und Integrirung. In der unorganischen Natur — die organische bietet für unseren Fall keine Analogie — kommt die Bewegung durch Ausgleich zum Stillstand, sei es in einer chemischen Verbindung oder durch Aufhebung einer elektrischen Spannung. Im Wirthschaftsleben der menschlichen Gesellschaft kommt es nach eingetretener Differenzirung nur selten zu einer Reintegrirung und diese pflegt sich auf lokale Vorgänge, zum Beispiel Verbindung einiger Industrien mit einer Gutswirthschaft, Vereinigung mehrerer Gewerbe in einer Wagenbauanstalt, zu beschränken. Eine durchgreifende Integrirung, wie sie vor zwanzig Jahren Werner Siemens als möglich in Aussicht gestellt hat, durch Decentralisirung der Industrie mit Hilfe der Elektrizität, würde das Ideal von List-Carey verwirklichen, die innere Kolonisation vollenden, die geographische Abhängigkeit der Industrie von den Kohlen- und Erzlagern aufheben und den in vielen Beziehungen unerfreulichen Kohlenverbrauch vermindern. Belgien ist ein einigermaßen integrirter Staat. Völlige Integrirung, die weitere Veränderungen unnötig machte und alles Wünschen stillte, würde den geistigen Tod eines Volkes bedeuten. Dieser könnte jedoch auch auf dem entgegengesetzten, in der physikalischen Welt nicht denkbaren Wege der Vernichtung des einen der beiden Glieder eines polaren Gegensatzpaares eintreten: gänzliche Vernichtung der Landwirtschaft ist eben so möglich wie der reine Agrarstaat. Im reinen Industriestaat würden die Menschen leiblich verkümmern und zuletzt verhungern, im reinen Agrarstaat würde das geistige Leben absterben. Doch schwankt das Wirthschaftsleben immer und überall zwischen den beiden Polen und die Staatskunst hat der Bewegung entgegenzuwirken, die verhängnißvoll zu werden droht; Das ist bisher immer nur die Bewegung in der Richtung zu starker Differenzirung gewesen. So lange aber die Differenzirung besteht und fortschreitet, darf sich das eine Glied über das Anschwellen seines Gegenparts nicht beschweren, denn sie sind siamesische Zwillinge, die ohne einander nicht leben können und von denen keiner wachsen kann, wenn nicht der andere in

gleichem Maße mitwächst. Die Großstadt muß ohne das Großgut, das Induſtrievolk ohne das Agrarvolk verhungern, der Großgrundbeſitzer mühte ohne eine dicht gedrängte Induſtriebevölkerung, die feinen Ackerbau treibt, ſeine Aecker brach liegen laſſen. Der oſtelbiſche Großgrundbeſitz hat bis 1870 von England gelebt und lebt ſeitdem von Berlin. Berlin und der induſtrielle Weſten Deutschlands leben von Oſtelbien, Nordamerika und Rußland. Es iſt alſo thöricht, wenn die Agrarier und die Induſtriebevölkerung einander haſſen. Urfache, mit Beiden unzufrieden zu ſein, haben die Bauernrechte, die bei dem heutigen Zuſtande nicht Beſitzer, und die Handwerksgeſellen, die nicht Meiſter werden können. (H 270, K 455). Den anderen Prozeß bringt der ſtete Volkszuwachs in Fluß, da er die Spannung zwiſchen Volkszahl und Boden erzeugt. Dieſe Spannung treibt Koloniſten über die Grenze. Wird die Grenze geſperrt, ſo ſucht die eingeengte Bevölkerung durch techniſchen Fortſchritt entweder den Ertrag des Ackerbaues zu erhöhen oder mit Exportwaaren importirte Lebensmittel zu bezahlen oder Beides zugleich zu thun, wie es die letzten Jahrzehnte lang im Deutſchen Reich geſchah. Der vorhin als denkbar erwähnte geiſtige Tod durch vollkommene Integrität würde das Stagniren der Bevölkerungsbewegung vorausſetzen.

11. Es wäre überflüſſig, zu unterſuchen, ob Deutſchland auf dieſem Wege, durch Verzicht aufs Kinderzeugen, zur Ruhe kommen könnte; das deutſche Volk will dieſen Weg nicht beſchreiten. Wenn nun weiterer techniſcher Fortſchritt, weitere Intenſifikation der Landwirthſchaft und der Induſtrie, weitere Anſtrengungen zur Ausdehnung des Exportes uns nicht hinlänglich Luſt machen — und ich bin mit Wagner der Anſicht, daß dieſe Mittel bald verſagen werden —, ſo bleibt nichts übrig, als wieder zum anderen Mittel zu greifen, zur Gebietsverweiterung, die allein auch, durch Verſchaffung wohlfeilen Kolonialbodens, die innere Koloniſation, durch Sturz des Bodenpreiſes, in großen Fluß bringen könnte; denn was heute mit Anſiedlungsfonds von einigen hundert Millionen geleistet werden kann, iſt ein Tropfen auf einen heißen Stein. Wie ich mir die Sache denke, habe ich oft geſagt.

12. Auf den Einwurf, daß mein Vorſchlag utopiſch ſei, habe ich (N 127) und ſonſt geantwortet: Der ſozialiſtiſche Zuſtandsſtaat iſt eine Utopie; die Mittel, die der Bund der Landwirthe zur Hebung der Noth ſeiner Mitglieder vorſchlägt, ſind utopiſch; der thatſächlich unternommene Verſuch, die Beſitzloſen politiſch frei zu machen und ſie zugleich wirthſchaftlich und ſozial in gehorſamer Abhängigkeit zu erhalten, war eine liberale Utopie; aber Löſung einer unerträglichen Bevölkerungsſpannung durch Eroberungskriege zum Zwecke der Koloniſation iſt ſo wenig utopiſch, daß ſie vielmehr ſeit viertaufend Jahren den Hauptinhalt der Weltgeſchichte bildet und daß die wichtigſten Staaten auf dieſem Wege entſtanden ſind; für Preußen iſt nicht einmal die Be-

völkerungsspannung die Triebfeder zu seinen Eroberungskriegen gewesen. Die Jahre 1866 und 1870 haben die Lebensbedingungen der Völker nicht geändert und bedeuten nicht den Schluß der Weltgeschichte. Sollte sich der angegedeutete Weg, obwohl er für richtig im Prinzip anerkannt wird — Wagner (W 82 und 83) und Huber (H 160. 167) deuten ihn schüchtern an — als ungangbar erweisen, so würden sehr bald die Pessimisten wie Wagner und Oldenberg gegen Optimisten wie Huber und Brentano Recht bekommen.

13. Ueber die Einzelheiten des Zolltarifes ist kein Wort zu verlieren. Ob fünf oder acht Mark Kornzoll erforderlich sind und im Stande sein werden, das Gut des Herrn von X. vor der Subhastation zu bewahren; um wie viel ein Zoll von fünf oder sechs Mark den Getreidepreis steigern, um wie viel diese Steigerung den Brotpreis erhöhen, ob dem Arbeiter dieses und jenes Industriezweiges die Lebensmittelvertheuerung durch Lohnerhöhung ausgeglichen werden wird; welche Lohnerhöhung diese und jene Industrie zu tragen vermag; ob es dem Deutschen Reich zum Segen gereichen wird, wenn es die Esel zollfrei einläßt und die Ochsen aussperret, und ob nicht die Ochsen trotz ihrem bedeutenden Volumen unter dem Namen von Brautgeschenken, die ja frei gelassen werden sollen, durch die Zollschranke schlüpfen werden: das Alles kann kein Mensch im Voraus wissen. Die Herren von der Kommission mögen sich ihrer zweitausend Mark drei Sommer lang erfreuen: die Welt wird auch dann so klug wie zuvor und kein Abgeordneter durch die Gründe der Gegenpartei belehrt sein. Die Entscheidung hängt eben nicht von nationalökonomischen oder finanztechnischen Gründen und Beweisführungen ab, sondern von dem Stimmenverhältniß der Interessenten. Fest steht: die Zollgegner sind in der Minderheit, der Tarif wird also angenommen. Es fragt sich bloß, ob innerhalb der Mehrheit die Extremen oder die von der Regierung unterstützten Gemäßigten siegen. Darüber werden Gründe entscheiden, die mit der Nationalökonomie nicht das Mindeste zu schaffen haben. Das Debattiren und Berathen hat also höchstens den Zweck, den Mehrheitsparteien zu Unterhandlungen hinter den Coulissen Zeit zu verschaffen. Das Vernünftigste wäre, gleich im Plenum über die 946 Tarifpositionen und die dazu gestellten Anträge ohne Debatte abstimmen zu lassen, womit man in einer Woche bequem fertig werden könnte.

Reiffe.

Karl Zentsch.



## Klingers Beethoven.

Sie wünschen, lieber Harden, daß ich Ihnen über den Beethoven Klingers schreiben soll. Sehr gern, weil er ja zum Schönsten gehört, was ich noch erlebt habe. Aber Sie dürfen nur nicht eine kritische Aeußerung von mir erwarten. Kritik, wie man sie jetzt in Deutschland versteht und übt, ist gegen meine ganze Natur, die für Operationen des Verstandes nicht viel hat, sondern genießen will. Wenn ich über Künstler und ihre Werke rede oder schreibe, so ist mir Das nur ein Mittel, sie noch inniger zu empfinden, wie man oft auf hohen Bergen, um sich blickend, unwillkürlich in einen Monolog über den schönen Ausblick geräth, weil nun einmal der Mensch, was er denkt oder fühlt, selbst erst recht erfährt, wenn er es mit Worten oder doch Geberden dankbar ausgesprochen hat. Wirkt aber ein Werk eines Künstlers auf mich nicht oder wenn es schlecht auf mich wirkt, so wende ich mich ab, ohne erst zu fragen, ob es meine oder seine Schuld ist. Selbst bei Werken für die Menge, die den Geschmack beleidigen, verfühlt es mich fast, daß sich doch viele Menschen, lachend oder weinend, über sie freuen, die Das sonst, als Barbaren in der Kunst, ganz entbehren müßten. Früher habe ich mir wohl auch durch Kritiziren Manches verdorben. Jetzt meine ich, daß es nur ein einziges Verhältniß zum Künstler giebt, das fruchtbar und rein ist: die Bewunderung. Wen ich nicht bewundern und lieben kann, Der gehört offenbar nicht in meine Welt und so habe ich über ihn nichts zu sagen, weil mir das Organ für ihn fehlt. Das mag recht unberlinisch gedacht sein, aber Sie verzeihen mir schon, mich lieber an Goethe zu halten, der einmal geschrieben hat: „Es kann auch an meiner augenblicklichen Stimmung liegen, mir kommt aber immer vor, wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig davon, daß es der Rede gar nicht werth ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle, und was wieder Realität hervorbringt; alles Andere ist eitel und vereitelt nur.“ Und ähnlich in Dichtung und Wahrheit: „Inbessen ist die stille Fruchtbarkeit solcher Eindrücke ganz unschätzbar, die man genießend ohne zersplitterndes Urtheil in sich aufnimmt. Die Jugend ist dieses höchsten Glückes fähig, wenn sie nicht kritisch sein will, sondern das Vortreffliche und Gute ohne Untersuchung und Sonderung auf sich wirken läßt.“

Es wird Einem nun freilich manchmal recht schwer gemacht, das „zersplitternde Urtheil“ abzuwehren. Sie können sich gar nicht denken, wie es um den Beethoven zugeht. Jeder wollte da zeigen, daß er es besser versteht. Der Ungebildete meint ja, es sei Etwas, Fehler zu finden. Bildung ist es jedoch vielmehr, Fehler zu begreifen, die ja doch, in der Kunst wie in

der Natur, immer nur die andere Seite von Vorzügen sind. Es gehört zum Wesen der Form, weil sie ja Begrenzung ist, daß sie, an bloßen Vorstellungen gemessen, immer unwahr sein muß. Keine Eiche ist „die Eiche“. Sage ich: Beethoven, so schlägt dieses Wort tausend Vorstellungen an und der Künstler, der eine erscheinen läßt, bringt alle anderen gegen sich auf. Das geht ja auch jedem Maler so, der einen Baum malt. Es ist niemals „der Baum“ und so muß immer wieder ein anderer Maler auf ihn folgen, der endlich einmal zeigen will, wie der Baum „eigentlich“ ansieht. Dadurch ist die Kunst unsterblich.

Ich kann mir auch einen anderen Beethoven denken. Ich kann mir hundert andere denken. Und ich kann mir jeden Beethoven in hundert Momenten denken. Der junge, der alte, der Mensch, der Künstler. In allen Phasen des Schaffens: in der Erwartung der Ekstase, in ihrer Verzückung, in der Ermattung. Wie hat Klinger ihn gesehen? Oder, vorsichtiger gefragt: Wie wirkt die Erscheinung, die ihm Klinger gegeben hat? Und auch Das kann ich eigentlich nicht sagen, weil ich nicht weiß, was von dieser Wirkung seiner Statue gehört und was die Werke unserer Künstler, die sie umgeben, an Wirkung etwa hinzugefügt haben\*). Ich bin unfähig, sie im Geiste auszulösen und abzutrennen. Ich kann sie mir ohne die Bilder Klimts gar nicht denken. Da wäre sie mir wie ein aus einem Liede gerissener Akkord, der doch, was er für mich ist, ganz erst durch die anderen wird, die ihn vorbereiten, die ihn begleiten, die ihn vollenden, ohne die ich ihn vielleicht gar nicht oder doch ganz anders verstehen würde, auf die ich ihn, nehme ich ihn selbst heraus, unwillkürlich immer wieder beziehen muß, weil ja, was wir einmal erlebt haben, in der Erinnerung nicht mehr abgetheilt, isolirt und umgerechnet werden kann. Diese Werke unserer Künstler sind ungleich. Für sich würde manches gar nichts bedeuten, wie manche Stimme in einem Chor wirken kann, die allein ohnmächtig wäre. Aber jedes bringt seine Note hinein, die darin nothwendig ist. Und der Ton, den Klimt ins Ganze giebt, wirkt auf mich so stark, daß ich eigentlich nicht sagen kann: Beethoven Klingers, von den Wienern aufgestellt; sondern so sagen muß: Das Thema vom Genius, auf seine Art von Klinger und von Klimt auf seine ausgedrückt, zusammen so groß, daß sie die Anderen gewaltsam mit zu sich hinaufgerissen haben.

Das Thema vom Genius. Ueber der Thür könnte stehen: Gradus ad Parnassum; oder: Weg zur Ekstase. Ich weiß nicht, ob Sie die Christliche Mystik von Görres kennen oder vielleicht einmal die Bekenntnisse der Heiligen Theresia, die der Heiligen Angela von Foligno gelesen haben. Was in diesen wunderbaren Büchern geschildert wird: wie der Mensch, geheimniß-

\*) In der Wiener Sezession ist Klingers Beethoven in einem Raum ausgestellt, den Klimt und andere Maler mit ihrer Kunst geschmückt haben.

voll gelockt, durch die Welt abgescrredt, dahin gelangen kann, in seligen Stunden das Thierische zu vergessen und in eine reinere Region zu schauen: Das hat Klimt hier gemalt. Erst sind es die leise und zart über uns hinausgeschwebenden Wünsche, es ist unsere Sehnsucht, die es fortzickt. Sie entsezt sich, wenn sie die wirkliche Welt erblickt, die wirkliche Welt in uns selbst, unsere Begierden und Laster und dumpfen Gewalten, das riesige Thier, an das wir gekettet sind. Hier spielt es sich ab, ob ein Mensch im Gemeinen erstickt oder aber, durch Grauen und Abscheu emporgereizt, über das Thier hinausgeschwungen wird. Die Lücke des Thierischen ist da mit einer furchtbaren Macht dargestellt, daß ich es nur etwa mit dem Thor der Hölle des Robin vergleichen kann; man hat fast das Gefühl, es sei hier ein unadänderlicher Ausdruck des Lasters gefunden, der nicht mehr überboten werden könne; und was man daran die geflissentlich primitive Technik genannt hat, begreift sogleich, wer sich besinnt, daß es ja eben der primitive Mensch ist, der Urnensch in jedem Menschen, vor dem die Sehnsucht erschrickt. Nun aber zeigt die dritte Wand die Erlösung durch die Ekstase, das Schweben in der Lust des reinen Anschauens, den Genuß der Gnade. Der Parnas ist erreicht, der Himmel offen, die Sonne tönt.

Wie aber, wenn ein Mensch, der einmal in einer erhabenen Stunde sich vom Körper entrückt und des Geistes gewiß gefühlt hat, nun in das verworrene Element unseres Lebens zurückgeworfen wird? Er hat die Himmlischen gehört und jetzt ist es der Lärm der Leute, er hat angeschaut und jetzt erlischt es. Muß davon nicht eine grauenvolle Spur in sein Gesicht gebrannt sein? Er hat die Verachtung des Lebens auf den Lippen: denn er weiß jetzt, daß es nur Schein ist, und er ballt zornig die Faust, daß er den Schein doch erleiden muß. Für ihn ist, was wir den Ernst des Lebens nennen, nur noch ein die Pause ausfüllendes Spiel, die Pause bis zur neuen Ekstase, bis er wieder die Kraft gesammelt hat und sich wieder erheben wird. Er sitzt am Rande des Lebens da, erschöpft, um Athem zu holen, ungeduldig die Fernen suchend, in die er gleich wieder entfliegen wird, und wartet auf sein Zeichen. Aber das hinter ihm brandende Leben ängstigt ihn, daß es ihn verschlingen könnte, und in einer ungeheuren Erektion lauscht er, um nicht überfallen zu werden. Er heißt hier Beethoven. Es könnte auch der wilde Archilochos sein; oder Shakespeare mag so, als er nach Stratford heimritt, am Wege ausgeruht haben. Es ist der Genius, der schon einmal drüben war, aber zu uns zurückgestoßen worden ist.

Ich weiß natürlich gar nicht, ob sich Das Klimt und Klinger so gedacht haben. Es ist auch ganz gleich. Ich habe nur andeuten wollen, welche Gedanken, welche Empfindungen mir ihr Werk gegeben hat.

## Moderne Wohlthätigkeit.

**S**ich höre oft das Wort *décadence*; man operirt mit diesem Begriff, um sich ein *air* von verfeinerter Kultur zu geben, der — ach! — noch so fernem.

Ein Königreich für einen Dekadenten! Nichts als Barbarei ist zu finden. Von künstlerisch-ästhetischen Dingen ganz zu schweigen; aber auch die Lebensführung des Durchschnittsdeutschen . . . Wie harmlos verpflegen die Wintergesellschaft! Wie rührend unraffiniert überhaupt alle geselligen Veranstaltungen!

Frauenfrage: ebenfalls rührend *naïv*. Nämlich alle glücklichen Besitzer unentwickelter oder gar unbegabter Frauen sind „dagegen“. Es giebt also offenbar viele unbegabte und noch sehr viele unentwickelte Frauen. Zeichen junger Kultur. Seien wir stolz darauf.

Einen einzigen Decadencepunkt sah ich: die moderne Wohlthätigkeit.

Die großen Diners zu wohlthätigen Zwecken verschönen durch ihren Humor; und da sie viel einbringen: à la bonne heure! Man muß es nicht allzu pathetisch nehmen. Der Effekt ist so nützlich.

Aber die negative Seite der Wohlthätigkeit! Das himmelschreiende Verbot der Straßen- und Hausbettelei!

Mit welchem Recht, frage ich, hält man dem Menschen, der gern geben und helfen würde, den Anblick leidender, verzweifelter, verhungerrnder Menschen fern? Die offizielle Antwort hierauf würde etwa lauten: Diese mildthätigen Herrschaften mögen doch ihre Mittel und Kräfte einem der vielen Vereine zur Verfügung stellen. Darauf erlaube ich mir, zu erwidern, daß es eben so viele Arme giebt, denen der „Verein“, das „Komitee“, der „Vorstand“, denen überhaupt alle „Behörden“ ein unübersteigbares Hinderniß sind, wie Wohlhabende, die dadurch an der Ausübung der Wohlthätigkeit verhindert werden. Man hat aber, ich wiederhole es, nicht das Recht, das Helferbedürfniß dieser unzähligen Menschen unbefriedigt zu lassen. Um so weniger, als das durch den sinnlichen Eindruck des Elends erregte Mitleid seine einzig natürliche, ja, seine moralischere Form ist.

Wer Armenpflege und Armenhilfe in großem Stil treibt, wer für Hunderte von Kindern Waisenhäuser errichtet, Der freilich kann sich durch den Anblick der Einzelheit nicht rühren lassen. Das wäre eine überflüssige Sentimentalität, die ihn seinem großen Ziel entziehen, seine Kraft vergeuden würde. Ich spreche von der privaten Wohlthätigkeit.

Die meisten Menschen, besonders Frauen empfinden noch so instinktmäßig, daß der Anblick eines Verzweifelden sie mehr zur That, zur Hilfe reizt als sämtliche statistischen Tabellen und Listen der Welt. Wenn man mir eine Liste vorlegte und ich müßte mir Familie P in Berlin C zum Bewohlthätigern auf dem Papier aussuchen, so wäre mir ungefähr zu Muth, als hätte man mich hier in Europa einem unbekanntem Missionär in Afrika vermahlt. Ich würde mir auf der langen Reise zu dem Chemann ausmalen, daß er mindestens sechzt-

kalte Hände und eine kränkende Stimme hat, ein unerträgliches Philister und magenkrank ist; kurz: eine in der Hölle geschlossene Ehe. So giebt es eben auch Menschen, denen die Armen nicht Nummern sind, sondern Persönlichkeiten, die sie sich je nach Sympathie auswählen.

Es kommen aber noch andere, äußerliche und innerliche Gründe hinzu. Es ist, zum Beispiel, für eine arme Wittve mit vier Kindern ein zweifelhaftes Glück, von irgend einer Behörde achtzehn Mark monatlich zu empfangen; denn in den meisten Fällen ist dieses Almosen der Grund für sämtliche übrigen Behörden und Vereine, ihr keinen Pfennig zu geben.

Schwerer wiegen andere Gründe. Reiche und Arme entarten, weil der Nothleidende sich nicht mehr spontan an den Satten mit der Bitte wenden darf, ihm zu helfen. Deutzutage finden nur die Bettler mit gutem warmen Paletot oder mit Federboa und Persianermuff Eingang in die Häuser. Die lassen sich „bei den Herrschaften“ melden. Oft sind es Betrüger; und Den, der so wenig physiognomischen Scharfsinn hat, auf sie hereinzufallen, bedaure ich nicht allzu sehr wegen der paar Groschen, die seine Thorheit ihn kostet. Vielleicht lehrt diese Erfahrung ihn besser in Gesichtszügen lesen; dann war die Unterrichtsstunde billig.

Die wirklich Bedürftigen sind ja viel zu „anstößig“, als daß ein so taktvolles Wesen wie eine berliner Portiersfrau sie ins Haus hineinließe. Doch wenn man den Satten den Anblick des Hungernden entzieht, so nimmt man ihnen das stärkste Erziehungsmittel, den mächtigsten Anschauungsunterricht, den das Leben bietet. Das einzige Mittel, das den sich sonst zum monströsen Egoisten Auswachsenden zur Einkehr zwingt. Ein Mensch, dem von Kindheit an nur gut gekleidete und gut genährte Menschen zu Gesicht kommen, Kernere jedoch nur, sofern sie ihm dienen und für sein Wohl sorgen, erhält ein falsches, läppisches, albernes Weltbild. Bei den Armen aber entsteht eine eben so verderbliche Vorstellung von dem Kulturmenschen oder — was für ihn das Selbe ist — Reichen. Er denkt sich einen Genießenden hinter einer undurchdringlichen Mauer von Goldrollen. Vielleicht hat er noch die Ahnung, daß auch hinter diesen Mauern einzelne warme Herzen schlagen; aber der Weg ist ja versperrt durch Portier, Schuermann, Diener und Doppeltüren.

Also die beiden Typen, der Schwelgende und der Verhungerte, die einander so nothwendig brauchen, sind durch die Sitte, die Ordnung von einander unerreißbar getrennt.

Man hat Unannehmlichkeiten durch Straßen- und Hausbettelei; sicher; nicht zu leugnen. Ist Das etwa ein Grund dagegen? Wir sollen auch Unannehmlichkeiten haben, wir brauchen sie wie die Pausen in der Musik als Unterbrechungen unseres Wohlergehens. Und gerade diese groben Unannehmlichkeiten brauchen wir, diesen Anblick häßlicher, unbifferenzirter Leiden. Sie am Allermeisten helfen den Menschen entwickeln und stärken. Ohne diesen Eindruck verlieren wir den großen Maßstab und Alles in uns wird zwerghaft. Ein in höchster materieller Noth befindlicher Mensch, der seinen Nächsten um eine Gabe bittet, ist noch kein Bettler. Er kann, wenn seine Lage sich bessert, völlig vergessen, daß er gelegentlich gebettelt hat, behält dadurch ein kräftigeres Selbst-

radirt. Ein  
umhernd so

n. Bestärkt  
Almosenpflicht?  
lich Frauen)  
er ihnen be-  
nbriefe; eine  
t, langsamer  
zu verstehen  
en Tag mit  
Thiergarten;  
zu thun hat.  
Lunch. Und  
enn sie nicht  
Nützlichkeit  
n Stücken  
enn sie sind  
oft reizvoll  
en. Hätten  
b Familien-

er untersten  
e atavistisch  
leisches. Die  
ursprünglich  
reifen, eben  
will. Man  
oder, wenn  
wird eben

orden. Der  
gen oder in  
seine Ein-  
zur Wider-  
daß dann  
bedauerlich,  
vor lauter

epius.

bemußt sein und ist weder vor sich noch vor seiner Umgebung des  
eingetragener, registrierter Almosenempfänger dagegen arbeitet sich  
schwer in die Höhe wie ein „Vorbestrafter“.

Die Arbeitscheu wird durch die Bettelerei bestärkt, sagt man  
nicht; wohl aber wird den Arbeitscheuen geholfen. Ist Das nicht Me-

Wer von uns wäre noch nicht unter den Gebildeten (name-  
charakteristischen Typen Arbeitscheuer begegnet? Die mageren un-  
ginnen ihren Tag mit dem Frühstück im Bett; sie lesen die Morgen-  
Stunde Gesichtsmassage; Morgentoilette; zweites Frühstück; kurze  
Spaziergang; Vortrag im Viktorialyceum über Etwas, das man  
bestrebt ist; Lunch. Und so weiter. Die korpulenteren beginnen  
einem zwei bis drei Stunden langen Entfettungsmarich durch den  
dabei stören sie nicht selten eine Freundin, die vormittags sehr viel  
folgt eine Stunde Hüftenmassage; Vortrag im Viktorialyceum;  
so weiter. Diese und ähnliche Typen wären reitungslos verloren, w-  
betteln gehen dürften. Sie nähren sich ihr Leben lang von der W-  
ihrer Freunde. Die legen für sie zusammen. Jeder giebt ihnen ei-  
seiner Persönlichkeit, so daß die Aermsten eben existiren können; d-  
pathologisch zwar in ihrer Zerfahrenheit und inneren Halklosigkeit, aber  
und nicht unsympathisch, — man kann sie unmöglich umkommen las-  
sie nicht produktive oder amüsante Freunde, sie würden, ob ledig, o-  
mütter, in irgend einer Form zu Grunde gehen.

Warum sollen wir nun so hart sein und die Arbeitscheuen d-  
Schicht verdammen, da doch auch sie pathologisch oder vielleicht nur  
sind? Denn vor dem Sündenfall gab es noch nicht den Begriff des B-  
Welt ist aber heute dem Paradiese so fern, daß der Faule, also der  
paradiesische Mensch, der sich nur sonnt und wartet, bis die Früchte  
so als pathologisch betrachtet werden muß wie Einer, der nach gehen  
bringt ihn in eine Malson de santé — das verlorene Paradies —  
der Anblick minder verlegend ist, sorgt die Menge für ihn; er  
Almosenempfänger.

Unser Leben ist im Ganzen so hoffnungslos ungefährlich gem-  
eint so köstlich kühne Begriff des Abenteuers ist verloren gegangen  
Berruf gekommen. Man versichert sein Leben, seine Brandschäden,  
brüche (in England sogar Zwillingsgeburten); man ist vorsichtig bis  
lichkeit. Erhalten wir uns doch diese eine kleine, bescheidene Gefahr  
und wann ein „Unwürdiger“ uns anbettelt. Es ist sicher weniger  
daß ein Schweinbler ein Almosen empfängt, als daß ein Würdiger  
Würde in seiner Kammer allmählich und einsam verhungert.

Sabine Q



## Anzeigen.

**Die Kunst unserer Zeit.** Franz Hanfstaengl, Kunstverlag, München.

Unzählige Blätter und Zeitschriften popularisiren in Deutschland die Kunst. Ihr Charakter ist vorwiegend illustrativ und ihr gemeinsamer Stammesbaum „Die Gartenlaube“. Die neuere Reproduktionstechnik hat zur leichteren Verbreitung der künstlerischen Werke viel beigetragen. Unter den Blättern, die als wirkliche Annalen des modernen Kunstlebens gelten können, sind erstens solche, die mit dem wandelnden Geschmacke gehen und alle Erscheinungen aufgreifen, einerlei, welcher Richtung sie angehören. Die Absicht dabei ist, das Publikum von Allem zu unterrichten, was in den Werkstätten, in den Ausstellungen und im Kunsthandel vorgeht. Ihre Berichterstattung hat einen vorwiegend feuilletonistischen Charakter und etwas in mancher Beziehung mit den Börsenberichten und Modejournalen Gemeinsames. Ihre besondere Bedeutung liegt im raschen Umsetzen künstlerischer Werthe und in der Aufspeicherung statistischen Materials für den Kunsthistoriker. „Die Kunst unserer Zeit“, die seit dreizehn Jahren in unserem Verlage erscheint, repräsentirt die andere Gattung, die in vornehmer Ausstattung Erzeugnisse des künstlerischen Schaffens wiedergiebt. An die Stelle der Illustration tritt eine mit größter Sorgfalt ausgeführte Reproduktion, worin die Eigenart und der technische Charakter des Bildes voll zur Geltung kommt. Das auf photographischer Grundlage beruhende Verfahren läßt die malerischen Qualitäten deutlich erkennen und kann als ausreichendes Hilfsmittel für das Studium der Originale gelten. In literarischer Hinsicht folgt die Zeitschrift dem modernen internationalen Kunstleben und registriert getreulich alle wichtigeren Ereignisse und Veranstaltungen. Dennoch bemüht sich die Zeitung, inmitten der Hochfluth und Ueberproduktion auf künstlerischem Gebiete einen bestimmten Kurs einzuhalten. Ihre Tendenz ist einem Ragucten vergleichbar, der immer auf einen Ausgangspunkt, in unserem Falle auf die Tradition, hinweist. In der Form von Essays oder Monographien werden die Leser mit den typischen Erscheinungen auf dem Kunstgebiete, jedoch fast ausschließlich auf dem der Malerei, bekannt gemacht. Der Textlaut soll dabei, wie eine ruhige Musik, möglichst wenig störend hervortreten, während der Beschauer von Bild zu Bild weitergeht.

München.

Franz Hanfstaengl.

**Amiens-St. Quentin. — Le Mans.** Beide illustriert von Speyer. Karl Krabbes Verlag, Stuttgart. Preis jedes Bandes 1 Mark.

Auf vielfaches Begehren habe ich meinen früheren Schlachtdichtungen aus dem deutsch-französischen Krieg als Schluß noch die Kämpfe der Nordarmee und die „Sieben Tage“ von Le Mans angegliedert. Unparteilich wäge ich die Leistungen beider Heere ab. Die unglückliche zweite Voivearmee zeigt sich in günstigerem Licht als bisher, während ich in das unbedingte Loblied auf die französische Nordarmee nicht einzustimmen vermag. Besonders Faibherbes hebt sich ziemlich unvortheilhaft, handelnd und redend, von seinem Gegner Goeben ab, dessen eigenartige germanische Heldengestalt mit liebevoller Sorgfalt, wenn auch nicht ohne kritische Einwände gegen Ueberschätzung, gemalt ist. Chanys Energie und die

seines wackeren Unterführers, des Seemannes Jauréguiberry, wird gebührend beleuchtend. Aber die deutsche Kraft tritt überwältigend hervor. Sowohl die Brandenburger bei Ve Mans als Rheinländer und Ostpreußen im Norden Frankreichs können mit dem Ruhmeskranz zufrieden sein, den ich ihnen stecke. Auch die Tüchtigkeit anderer Stämme, die an diesen Kriegsthaten theilnahmen, wird nach Verdienst anerkannt. Stärkerverhältnisse und Verluste sind genau geprüft.

**Aspern.** Illustriert von Thöny. Preis 5 Mark. — **Waterloo.** Illustriert von Thöny (454 Seiten). Preis 8 Mark.

Die beiden schwersten Schlachtfatastrophen der napoleonischen Zeit habe ich in den Kreis dichterisch-wissenschaftlicher Betrachtung gezogen. Realistif der Detailmalerei und Charakteristik paart sich mit dem Pathos weltgeschichtlicher Tragik. Ich biete hier das Ergebnis ernster kritischer Forschung. Jeder Historiker, jeder Kriegsforscher, jeder Soldat, der kritische Wahrheit sucht, dürfte hier deshalb seine Rechnung finden, eben so aber auch der Leser, der dichterische Anregung wünscht. Alle Hauptpersonen dieser Schlachtendramen sind genau individualisirt. Ich suche Napoleon so zu sagen bei der Arbeit auf. Von wahrhaft weltgeschichtlichem Obem umweht, ragt diese Gestalt aus den Gewittern von Aspern, Eigny und Waterloo in magischer Beleuchtung empor.

Wilmersdorf.

Karl Bleibtreu.

**Peter Michel.** Roman von Friedrich Huch. Alfred Janssen, Hamburg.

Wenn man die Romane, die in den letzten drei oder vier Jahren erschienen sind, heute vorurtheillos betrachtet, so erscheinen die besten unter ihnen als Vorkäufer und Verkünder irgend eines kommenden Wertes. Sie sind alle einseitig, sowohl die realistischen wie die romantischen und diejenigen, welche man die psychologischen genannt hat, und gerade diese Einseitigkeit macht sie interessant und lesenswerth, diese bewußte, mehr oder minder geistvolle Uebertreibung nach einer Seite hin, nach einer bestimmten neuen Seite hin, von der man jetzt mehr zu wissen glaubte oder mehr wußte als früher, in der Zeit größerer Dichter. Zu einem einheitlichen, zusammenfassenden Kunstwerk schien Alles zu fehlen: die Kraft, die Zeit und die Unbefangtheit. Und nun ist dieses Kunstwerk, dessen Erscheinen auch die Optimisten unter den ernstesten Kritikern in unbestimmte Zukunft verlegten, da, ist unter uns, und Jeder kann es befühlen und sehen, daß es wirklich und am nächsten Morgen nicht verschwunden ist, sondern an dem Plage liegt, wo er es verließ, als er sich in tiefster Nacht schwer und in seltsamer Erregung davon trennte. Ich glaube nicht, daß dieses Buch an Einem von denen, die es in die Hand nehmen, spurlos vorübergeht. Es redet Jeden an, obwohl es sich an Keinen wendet, und läßt Keinen mehr los, obwohl es ihn gleichsam nur mit dem kleinen Finger hält, mit irgend einem einfachen Satz, mit irgend einer Unausprechlichkeit, die ausgesprochen ist, mit irgend einer Ueberraschung, die so selbstverständlich vor sich geht wie Alles in diesem Buche, in dem nur Selbstverständliches geschieht. Wie Zufälle stehen die Ereignisse neben einander und die Menschen gehen durch sie durch, selbst wie Zufälle, von einander getrennt, wie eben ein Zufall vom andern getrennt ist, allein, wie Kinder allein sind unter Erwachsenen, traurig

wie Trümmen und empfindlich wie Schlossteine, — und das Leben, das Leben rinnt ihnen durch die Finger wie Sand und wächst wie ein Sandberg vor ihnen auf, immer höher und höher, bis sie schließlich dahinter verloren gehen. Von solcher Art ist die Tragik dieses Buches, die mir mehr zu sein scheint als die Tragik einer bestimmten Zeit, während das viele Komische, von dem das Buch erfüllt ist, an der Zeit zu hängen und aus ihren Kleinheiten aufzuwachsen scheint. Denn es ist viel Anlaß zum Lachen und viel Grund zum Weinen und zum Nachdenken in diesem Buch, wie im Leben zu Allem täglich Anlässe sind; nur werden sie uns durch diesen Roman so gebieterisch auferlegt, daß wir sie ausnützen müssen, während sie im Leben an unserer Trägheit oder Zerstretheit so oft vorübergehen. Das Buch heißt Peter Michel. In seinen ersten elf Kapiteln erfahren wir die Geschichte Peters von seiner Kindheit bis zu seiner Verheirathung. Das zwölfte und letzte Kapitel zeigt uns Peter zu einer Zeit, wo er von sich selbst, von dem Peter der elf Kapitel, nur sehr wenig mehr weiß: er hat zwei Kinder und Ernestine Treuthaler ist eine brave Hausfrau. Der Sandberg vor ihm ist ganz groß geworden, so groß, daß er nicht mehr darüber weg sehen kann; aber vorher, in dem größeren Theil des Buches, sehen wir diesen Zufall Peter als die Ursache von glücklichen und unglücklichen Stunden, als einen Anlaß zu manchen Veränderungen sich auf dem kleinen Stück Welt bewegen, das er in Aufregung bringt und beschwichtigt und das auf ihn zurückwirkt, wie Masse auf Masse wirkt, mit seinen tausend Gesetzen und Zufälligkeiten und mit seinen Menschen, die alt werden und eingehen und sich bescheiden. Und obwohl allen Gestalten dieses Buches gemeinsam ist, daß sie alt werden und eingehen und sich bescheiden, ist doch gar nichts Einseitiges in diesem Buch; im Gegentheil: wollte man das Bezeichnende seiner Art in Kürze feststellen, so müßte man sich entschließen, zu sagen, daß Alles in diesem Buch ist, von der Katastrophe bis zum Aperçu und von der breiten Komik, die absichtlich banal und dorb wirkt, bis zu jenen feinsten und leisesten Ereignissen, Freuden und Enttäuschungen, Entfremdungen und Harmonien, bei deren Eintreten die Sprache machtlos bleibt und der Reizer der Worte keinen Ausschlagswinkel mehr aufweist. Ich habe nie für möglich gehalten, daß Dinge, Stimmungen, Uebergänge, wie dieses Buch sie in reicher Menge enthält, ausdrückbar sind, es sei denn, daß man das schwer ausdrückbare Motiv zur Hauptsache macht, eine Skizze, eine Novelle, ein Gedicht dafür schreibt, also einen ganzen Apparat von Hilfsmitteln in Bewegung setzt, um ihm beizukommen. Davon ist aber hier gar nicht die Rede. Als ob es das Allereinfachste wäre, spricht dieses Buch von ganz leisen Vorgängen, Zusammenhängen und Anklängen in seinen kurzen Sätzen, die lauter Thatfachen zu enthalten scheinen. Auf Allem ruht die gleiche Betonung; mit Recht: denn Alles ist wichtig in diesem Buch und, trotzdem Alles zufällig scheint, voll Gesetzmäßigkeit. Eins hält das Andere im Gleichgewicht und die Erregung seiner bewegten Momente scheint über dem Ganzen wirksam zu sein, eben so wie die Wehmuth seiner traurigen Stellen über alle dreihundertfünfzig Seiten sich wie Mondlicht auszugleichen scheint. Und da drängt sich denn ungestüm die Frage nach dem Künstler auf, nach dem Zusammenfasser und Ordner und Gesetzgeber. Ich weiß nichts von ihm. Er heißt: Friedrich Buch.

## Meine Ausweisung.

**F**ür meine persönlichen Angelegenheiten die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, würde ich gern vermeiden; nicht, weil ich eine Kontroverse darüber scheue, sondern, weil Personalien von der Art der meinen immer Etwas von Dem haben, was Goethe im Auge hatte, als er sagte: Die Geheimnisse der Lebensführung kann man nicht offenbaren. Ich weiß nicht, aber ich vermüthe, daß dies Urtheil Goethes nicht ohne Beziehung ist zu dem Versuch Rousseaus, dessen „Bekenntnisse“ von einer Nachahmung auch einen Mann abschrecken müßten, der über Rousseaus Stil, über seine leidenschaftliche Wärme verfügte. Aber es ist nicht meine Schuld, daß ich mit meinen Personalien wieder auf dem Markt stehe. Die königlich preußische Polizei, nicht zufrieden mit dem harten Urtheil der Gerichte über mich, hat mich — 3½ Jahre nach meiner Entlassung aus der Strafanstalt, 7 Jahre nach meiner Verurtheilung — aus Berlin und dessen Vororten ausgewiesen. Dadurch glaube ich, verpflichtet zu sein, den Rücksichten auf meine eigene Person gänzlich zu entsagen, mich meiner eigenen Geschichte und meiner schmerzhaften Erinnerung an sie gewissermaßen zu entäußern und diese Geschichte Jenen zu vermachen, die im Gewirr urtheilloser Gegenwarten die Erbfolge der Befreiung vertreten, jener unsichtbaren Kirche, die mehr als alle pragmatische Historie das Bindeglied zwischen der Vergangenheit unseres Geschlechtes und seiner Zukunft ist. Ich glaube, dazu verpflichtet zu sein, nicht nur im Interesse von Menschen, die elender sind als ich, sondern vor Allem der einzigen Instanz zu Liebe, deren Stuhl und Würde das Leben lohnend und die Geschichte der Menschheit erträglich machen. Nur die Thorheit könnte mir vorwerfen, Das sei unbescheiden von mir gedacht. Der Bund der menschlichen Evolution umfaßt neben den Heroen der That und des Geistes auch Träger des Leides. Als ein Opfer herrschenden Widersinns fühle ich mich berechtigt, an den Stuhl der Vernunft und den Richterspruch Derer zu appelliren, die nicht stumpf und stumm bleiben können, wenn sie ihr Geschlecht und ihr Zeitalter im Dunkeln irren sehen.

Dennoch will ich nicht das Mitleid wachrufen, sondern die kräftigen, die rüstigen Regungen jenes Vertrauens, das, nie befriedigt von der Gegenwart, von der Zukunft Alles erwartet und selbst in den ärgsten Fesseln und mächtigsten Vorurtheilen unseres Geschlechtes nur verurtheilte Rudimente erkennt, das Erbe einer Vergangenheit, die sich nicht behaupten kann gegen das „einzige“ Geschiedtsgesey, gegen die Entwidlung.

Bei meiner Ausweisung kommen zwei Dinge in Betracht: meine „öffentliche“, politische Thätigkeit und meine Kriminalität, meine beiden „Vergangenheiten.“ Wie in mir, so wird auch in Anderen wahrscheinlich

sowohl jene als diese gemischte Gefühle und Urtheile hervorrufen. Auf der einen Seite erkenne ich in beiden Seiten meiner Vergangenheit Irrthümer, Fehler, auf der anderen sehe ich nicht ein, wie ich, unter den Umständen, die mich bestimmten, solche Fehler vermeiden konnte, ja: vermeiden durfte.

Meine politische Thätigkeit hat in jedem Jahr auf anderen Grundlagen geruht, aber sie ist in ihrer Richtung nie durch etwas Anderes bestimmt worden als durch meine Einsicht, meine Ueberzeugung. Ich war siebenzehn Jahre alt, als ich Schriftsteller wurde. Meine erste Arbeit erschien in der „Sozialkorrespondenz“ des Geheimraths Böhmert in Dresden und behandelte die Frage, was für die norddeutsche Hochseefischerei geschehen solle und warum durchaus Etwas geschehen müsse. Damals — es ist bald ein Vierteljahrhundert her — fehlte es im Uebrigen an jeder öffentlichen Aufmerksamkeit für diese Frage; bald nachher wuchs diese Aufmerksamkeit und ich darf feststellen, daß meine Vorschläge fast ohne Ausnahme durchgeführt worden sind. Ohne eine starke Fischereiflotte hat bisher kein zur See mächtiges Volk existirt. Aber es war nicht dieser nationale Gesichtspunkt, der mein Interesse fesselte, sondern der ökonomische. Meine Umgebung, meine Familie, meine friesischen Stammesgenossen wurden eben in meinen Knabenjahren aus ihrem Besitz, aus einer zwar mühsamen und einfachen, aber doch werthvollen Selbständigkeit und Unabhängigkeit verdrängt. Jeder Schlot, der auf der See aufstauhte, löschte das Herdfeuer unabhängiger Kapitäne aus, die auf eigenen Seglern an der europäischen Küste Seefahrt trieben.

Um die selbe Zeit wirkte die wirthschaftliche Krise der siebziger Jahre. Ich sah eben jene Flotte von Dampfern, die so unheilvoll in das Leben der friesischen Kapitäne eingegriffen hatte, selbst zur Unthätigkeit verdammt, im Hafen liegen. Diese beiden Erfahrungen machten mich zum „Reaktionär“. Ich entschied mich gegen die industrielle Revolution und für die dem friesischen Stammescharakter besonders zusagende wirthschaftliche Unabhängigkeit des Einzelnen auf kleinerer Grundlage des Betriebes. Ein Onkel predigte mir einen friesischen Spruch: Lieber ein kleiner Herr als ein großer Knecht. Er hatte dabei die Offiziere und Kapitäne des Norddeutschen Lloyd im Auge, zu denen später mein Vater und meine Brüder übergegangen sind. Diese und andere Motive führten mich Ende der siebziger Jahre — vor meinem zwanzigsten Lebensjahr — in die reaktionäre Welle, die damals sich zu erheben anfang. Aber ich hatte früh Lassalles Reden kennen gelernt und hatte einen Tropfen demokratischen Oels in mir. Diese Mischung führte mich unter jene Konservativen, die aufs Keußerste sich empören, wenn man ihr politisches Programm mit Regierungsrückmüthigkeit verwechselt, also zur „äußersten“ Rechten, wo die Leute saßen, die sich auch vor Bismarck nicht beugten. Ich war in der Agitation erfolgreich. 1887 rief mich Stöcker nach Berlin, um

die Zeitung „Das Volk“ zu gründen, die ich ein Jahr lang redigirte. Mitarbeiter war damals (wie später Redakteur) Herr von Gerlach. Als die deutsch-soziale antisemitische Partei begründet wurde, theilte ich mich zunächst als Gast. Später trat ich der Partei bei und eroberte mir 1893 den hessisch-thüringischen Wahlkreis Schwwege-Witzenhausen-Schmallalben. In diesen Jahren entwickelte ich mich immer mehr nach links. Ich habe bei der Begründung der deutsch-sozialen antisemitischen Partei mitveranlaßt, daß die Aufhebung des Sozialistengesetzes im Programm gefordert wurde, und auf meine durch Gerlach vermittelte Bitte redete Stoecker auf dem ersten Livolltage der Konservativen in Berlin gegen eine Stelle im neuen Parteiprogramm, die für die Wiederherstellung des Sozialistengesetzes eintrat. Der Satz wurde aus dem Entwurf gestrichen.

Es ist im Grunde albern, daß man sich gegen den „Vorwurf“ der Entwicklung in politischen Dingen vertheidigen muß. Starrheit seiner politischen Ansichten ist in der Regel weit eher ein Vorwurf für einen Mann. L'homme brut ne change pas; der Idiot allein bleibt, was er ist. Die Verschiedenheit des Wissens, der Erfahrung, des Temperamentes, der Zeitumstände und ihrer Forderungen erklärt, daß der Mann von vierzig Jahren anders urtheilen muß als der zwanzigjährige Jüngling. Die Frage kann nur sein, ob solche Entwicklung der fortschreitenden Einsicht eines ehelichen Mannes oder der elenden Absicht des Strebers entspringt.

Ende 1894 wurde ich zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt, weil ich in einem Ehescheidungsprozeß wesentlich falsch geschworen hatte. Die näheren Umstände mag ich nicht erörtern; man wird vielleicht später erfahren, wie wunderbar und unglaublich diese Umstände waren, daß meine Aussage zwar falsch, aber an ihr gerade ein Theil richtig war, von dem Alle das Gegentheil vorausgesetzt hatten und heute noch glauben. Dies nebenbei. Die Aussage war falsch und wesentlich falsch.

Man hat mir — ohne jeden Beweis — in den Strafmaßgründen vorgeworfen, ich hätte aus Rücksicht auf mich selbst gehandelt. Das ist an sich ohne Sinn; ich kannte das Leben genau genug, um zu wissen, daß mich auch eine schlimmere Wahrheit als die zu bekennde nicht unmöglich gemacht hätte. Außerdem sag, als ich meinen Eid leistete, die Sache so, daß mir die Wahrheit ganz und gar keine Schande machen konnte. Dies ist inzwischen gerichtsnotorisch und aktenkundig geworden durch den zweiten Prozeß gegen mich, in dem ich wegen Verleitung zum Meineid verurtheilt wurde. In diesem Prozeß bin ich unschuldig verurtheilt worden. Meine Mitangeklagte erklärte, den Thatsachen gemäß, daß ich sie gewarnt habe, meinem Beispiel zu folgen. Meine Verurtheilung ist erfolgt auf Grund der Rechtsansicht vom „Versuch am untauglichen“ — also in diesem Falle

am ohnehin entschlossenen — „Objekt.“ Aber selbst dieser Rechtsgrundsatz wurde in meinem Fall falsch angewandt, wie leicht nachzuweisen wäre, wenn es hier nicht zu weit in juristische Deduktionen führe. Ich lege darauf weniger Gewicht als auf den Umstand, daß ich nicht den Halsunkenstreich begangen habe, auf eine Frau einzureden, daß sie zu meinen Gunsten sich eines Meineides schuldig machen solle.

Zu dem falschen Eid, den ich geleistet habe, war ich ohne Bedenken und ohne Ermägung entschlossen; er war unmittelbar vom Gefühl und von dem im Gefühl wurzelnden Gewissen diktiert; geschwankt habe ich nicht einen Augenblick. Aber auch die vernünftigste Ueberlegung würde mich nicht anders gestimmt haben, denn ich habe seitdem und auch während der Gefangenschaft keine Sekunde bereut, was ich getan habe, sondern ich bin heute, wie damals, klar darüber, daß ich nur als vollkommener Schurke anders handeln konnte. Ich müßte den Mann beklagen, der anders denkt. Es ist fast ein Gemeinplatz, daß Legalität und Moralität sehr verschiedene Dinge und oft im Streit mit einander sind. Rudolf von Ihering hat den geistreichen Versuch gemacht, die zerspaltenen Gebiete der Moral auf ihre gemeinsame Wurzel, den Zweck, zurückzuführen und das erstarrte „Recht“ damit in Fluß zu bringen. Aber was im Schriftthum schon trivial klingt, ist praktisch, im Leben des Volkes, des Staates, der Menschheit, noch fast gänzlich ohne Existenz. Nur in religiösen und politischen Bewegungen wird jene Lehre That und Leben. Man gesteht politischen und religiösen Opfern des Konfliktes zwischen Legalität und Moralität die Ehre des Martyriums zu. Wegen des falschen Eides, den ich geleistet habe, nehme ich diese Ehre in Anspruch, und wenn man sie mir verweigert, so genügt es mir, sie mir selbst zuzuerkennen.

Einssehen gelernt aber habe ich, daß es etwas Furchtbares ist, wenn auch wider Willen und Wissen, mitschuldig zu sein an der Trennung einer Mutter von ihren Kindern, daß diese Mitschuld ans Leben geht.

Während der  $3\frac{1}{3}$  Jahre meiner Gefangenschaft bin ich sehr demokratisch geworden. Für Neigungen, die ohnehin in mir lagen, war der furchtbare Zwang, in dem sich mein Leben bewegte, Treibhausluft. Ich habe mich, wie bezeugt und attestkundig ist, mit der äußersten Entschlossenheit dem Zwange unterworfen — durchaus nicht mit Schlassheit —, aber das Nachdenken und das Gefühl flossen in einander, um mein Wesen zur Empörung gegen Zwang und Schablone aufzureizen. Die Wirkungen der Einsamkeit sind Unerfahrenen nicht zu schildern. In mir haben sie zwei Weltansichten zur Reife gebracht: die demokratische und die künstlerische. Die Wirkung dieser Wirkung war, daß ich an sozialdemokratischen Blättern als Mitarbeiter thätig wurde und daß ich einen Band Gedichte herausgab. Menschen der verschiedensten Klassen sind mir mit der äußersten Artigkeit begegnet; eine *capitis diminutio*

abzulehnen, habe ich nur selten nöthig gehabt, obwohl ich mit offener Karte spielte. Aber auch in allen Parteien, vor Allem in einem Theil der sozialdemokratischen, ist mir die offene Ablehnung begegnet, die mir lieber ist als die Forderung einer Degradation.

Eines Tages veröffentlichte ich in der „Welt am Montag“ einen Aufsatz über „Kriegervereine“. Weil ich nicht läppiſch genug war, den Vorbehalt zu machen, daß es in den Kriegervereinen sehr viele respectable Leute giebt, klagten einige Generale, Beamte und Private gegen mich wegen Beleidigung. Die Strafkammer sprach mich frei, das Reichsgericht hob das Urtheil auf und ich werde mich noch einmal vor der Strafkammer zu verantworten haben. Der Prozeß hatte die Folge, daß meine Strafakten an den Amtsvorsteher von Wilmersdorf geschickt und ich — nachdem ich in berliner Vororten mehr als zwei Jahre gewohnt hatte — auf Grund eines Gesetzes vom Jahr 1842 aus Berlin und Vororten ausgewiesen wurde. Nach diesem Gesetz sind mit Zuchthaus bestrafte Leute ganz dem Ermessen der Polizei preisgegeben, während Personen, die mit Gefängniß bestraft sind, der Ausweisung verfallen können, wenn sie „der Sicherheit und der Moralität“ gefährlich scheinen. Die berliner Polizei hat denn auch wegen politischer Vorstrafen Menschen ausgewiesen. Als mir der Ausweisungsbefehl vorgelegt wurde, las ich in der Akte: „Schreibt für sozialdemokratische und andere Blätter.“ Das Oberverwaltungsgericht hat die Verfügung bestätigt. Das alte Gesetz besteht ja zu Recht, wie so viele vormärzliche Gesetze, wie nach der Meinung eines Juristen in Südhannover das zweihundertjährige „Gesetz“, das dem Bauern verbietet, ohne Erlaubniß der Regierung auf seinem Hof einen Baum zu fällen.

Aus zwei Gründen bin ich der Meinung, daß die hier geschilderten Vorgänge jeden Mann von Kopf und Herz angehen. Zunächst wegen des Konfliktes zwischen geselllicher und sittlicher Forderung. Frankreich und andere Kulturstaaten kennen Eide solcher Art nicht; und kein Staat sollte sie kennen. Für die sittliche Qualität eines Menschen ist sein Verhalten zum Strafgesetz manchmal bedeutungslos, manchmal aber sogar in ganz anderer Richtung bedeutsam, als das Vorurtheil annimmt. Schiller hat, als er der Schaubühne moralische Aufgaben zuschrieb, Eins vor Allem von ihr erwartet: daß sie eine menschlichere Ansicht vom Verbrechen verbreiten werde. Ihn trieb zu dieser jugendlich enthusiastischen Regung die von Rousseau entlehnte Einsicht, daß der von großen Motiven zum Verbrechen Gebrängte der geborene tragische Held sei. Das Publikum, das Karl Moor beklatscht, spürt nicht die Ohrfeigen, die es selbst in dem Stück empfängt.

Daß man aber der Polizei eines Kulturstaates im zwanzigsten Jahrhundert, hundertundfünfzig Jahre nach Beccaria und den kriminalpolitischen Literatoren des achtzehnten Säkulums, erst noch sagen muß, ihre Ansicht

und ihre Ausweisungen seien nur geeignet, Verbrecher zu züchten: Das ist beschämend. Ich ertrage mein Geschick ja am Ende. Aber ich erinnere mich eines armen Menschen, der nach seiner Entlassung aus der Strafanstalt voll Angst an den Pastor schrieb: „Helfen Sie! Die Polizei zwingt mich, zu stehlen.“ Er war aus vielen Städten verjagt worden. Der Minister hatte ein Einsehen, als die Strafanstaltsbehörde den Brief einschickte. Dieses Beispiel ist nicht vereinzelt. Und wenn die Unbill, die ich leide, solchen Verfolgungen der Elendesten ein Ende macht, dann will ich ein Fest feiern.

Sollte es nicht Menschen in Preußen geben, denen die gegen mich veranstaltete Jagd so unanständig die Ruhe stört, daß sie dafür sorgen, die Polizeigesetze der absolutistischen Zeit aus dem „Recht“ eines Staates zu tilgen, der human und civilisirt genannt werden will? Hans Leuf.



## Onze dappern burgers.

Eins mans red ist eine halb red;  
man sol die teyl verhören bed.

**E**n der „Zukunft“ hat der Lieutenant a. D. Genz, der jetzt in Deutsch-Südwestafrika weilt, das Verhalten der dappern burgers einer Kritik unterworfen, die sich vernichtender anhört als alle englischen Lydditbomben, Schrapnells und Lee-Webford-Geschosse zusammen. Ich würde dem Herrn brieflich meine abweichende Meinung auseinandersetzen, wenn ich die Gewißheit hätte, daß der Brief überhaupt in seine Hände käme. Aber der englische Censor in Port-Nolloth und die Buren um Port-Nolloth herum haben auch noch ein Wörtchen mitzureden. Ich wähle unter diesen Umständen den kürzesten Weg, um an die Öffentlichkeit zu treten, indem ich mir das Wort von dem Herausgeber der „Zukunft“ erbitte. Auch meine Rede ist nur eine halbe, macht keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit, aber sie kann doch vielleicht ergänzen.

Zunächst einige Einzelheiten. Bei Vlandslaagte haben nicht 85 Deutsche mitgekämpft, sondern 50, vielleicht 52. Auch haben niemals 6000 Deutsche, von denen 1500 erst herbeigeieilt kamen, um mitzukreiten, in der Burenarmee gefochten, wie Genz nach „offiziellen Listen“ angiebt. Die Zahl ist viel zu hoch. Reiz, den ich, wie Jeder, der diesen Mann auch nur flüchtig gesehen hat, hoch schätze, ist nicht „der ärmste Beamte Transvaals“, sondern er ist der bestbezahlte nach Beyds. Das vereinigte Ausländercorps unter Billebois-Mareuil, von dem Genz spricht, ist nur ein frommer Wunsch gewesen und geblieben. Andere Kleinigkeiten übergehe ich, um nicht Raum zu verschwenden.

Meine äußeren Schicksale sind ähnlich wie die von Genz. Ich habe nach Ausbruch des Krieges eine wohlbezahlte Oberlehrerstelle hier in Deutschland aufgegeben, bin auf eigene Kosten nach Südafrika hinübergegangen, habe auf eigene Kosten mitgefochten und bin nach zweimaliger Typhuserkrankung hierher zurückgekehrt, ohne je einen Pfennig baaren Geldes erhalten zu haben. Jrgend

einen äußeren Grund, Gutes über die Buren zu reden und nach der heutzutage beliebten Melodie Alles zum Besten zu kehren, habe ich also nicht. Enttäuschungen habe ich auch erlebt, wie Genp. Dennoch kann ich im Großen und Ganzen nicht die selben Schlüsse daraus ziehen wie er.

Er legt den Ausdruck „stammverwandte Brüder“ in Anführungsstriche und setzt in eine Anmerkung darunter mehrere unter den Buren vorkommende französische Familiennamen, um seine gelinden Zweifel an der Stammesverwandtschaft auszudrücken. Nun: man nehme nur die Rang- und Quartierliste unserer Armee zur Hand und man wird auch eine Menge französischer Familiennamen finden. Kein Wunder. Adelige Hugenotten, wahrhaftig nicht die schlechtesten Glieder des französischen Volkes, sind hiebei in Deutschland, drüben in Afrika zu gleicher Zeit Bringer und Träger einer höheren Kultur geworden, weil der bigotte Ludwig XIV. sie aus ihrem Vaterlande trieb. Durch die Beimischung dieses edelsten französischen Blutes sind wir so wenig wie die Buren schlechtere Deutsche geworden. Und seit ich die Buren von Angesicht zu Angesicht gesehen habe, bin ich, mehr als durch gelehrte Beweise, überzeugt, daß es wirklich stammverwandte Bauern sind, die mit dem internationalen Kapitalismus und dem britischen Imperialismus um die Herrschaft in Südafrika ringen. Als ich vor zwei Jahren in Komatipoort die ersten Buren kennen lernte, breitschulterig, mit gleichgiltigen Mienen, langsam in ihren Bewegungen, ungerührt in ihrer Sprache, kannte ich nur erst Vagarde und noch nicht Gobineau. Aber auch so wurde ich der Gewißheit froh, daß in Südafrika Verwandte wohnen. Welchem Sohn niederdeutscher Erde könnten Worte fremd vorkommen wie: Daar is locker waator! Ons zal vecht tot die laatste man! Ons moet tegen die engelsche trock! Ons kan wacht! Wenn wir bis dahin um der Abenteuer und Gefahren willen kämpfen wollten: von diesem Augenblick an lebe in unseren Herzen ein anderes Gefühl. Wir wußten, daß wir für die deutsche Sprache, für deutsche Frauen und für deutsche Kinder das Gewehr in die Hand nahmen. Ueber diese „alldeutsche“ Schwärmerie kann Jeder lächeln oder lachen, so viel er lustig ist. Mir schmeckt sie recht bitter, seit „stammverwandte“ Frauen und Kinder ungerührt in den Konzentrationslagern verschmachteten. Ich fühle mich dem südafrikanischen Bauersmann eher im Wesen gleich, trotz all seinen Unvollkommenheiten, als dem englischen Gentleman im Sportanzug oder den jüdisch-deutsch-englischen Kristokraten wie Beit, Wernher, Philipps und Konforten.

Recht unbrüderlich haben nach Genp's Meinung die Buren gehandelt, da sie zunächst Freiwilligen, insbesondere Offizieren, „entsprechende Stellen“ versprochen und sie nachher „unwürdig“ und „nur mit Spott und Verachtung“ behandelten. Welche Beweise hat er für den ersten Theil seiner Behauptungen, nämlich dafür, daß die Buren Freiwillige angelockt haben? Nicht hat Niemand angelockt, eher abgeschreckt. Mir hat Leyds auf meine Anfrage im Oktober 1899 sofort zurückgeschrieben, daß die Südafrikanische Republik (Transvaal) Freiwillige nur einstelle, wenn sie auf eigene Kosten hinüberführen. Irgend eine Bezahlung, irgend eine entsprechende Stellung oder Vergleichen hat er mir nicht in Aussicht gestellt. Leyds hat ganz ehrlich und unumwunden geantwortet, nicht mir allein, sondern auch anderen meiner Feldzugsbekannten. Nicht einen einzigen Transvaalfahrer kenne ich, dem ein berufener Burenvertreter in Europa Goldene

Berge oder Ehrenstellen versprochen hätte. Erst möchte ich daher genügende Beweise sehen. Um Ausländer anzulocken, haben nach Genz's Ansicht die Buren das Bürgerrecht freigebig verliehen. Das ist gar nichts Besonderes. Auch bei anderen Gelegenheiten haben die Buren Allen, die mit ihnen zu Felde lagen, das Bürgerrecht gegeben, so im Malabochkriege. Als Reimuthe für Gimpel haben die Buren das vielumstrittene Bürgerrecht nie angesehen. Obgleich sie also Keinen angelockt und Keinem Etwas versprochen haben, sind doch Hunderte von deutschen Männern und Jünglingen hinübergegangen, um für Freiheit und Recht mitzuzufechten und nebenbei etwas Neues zu sehen und zu hören. Kein Mensch wird es deutschen und anderen Offizieren verdenken, wenn sie in der Front der Burenarmee ihren Fähigkeiten entsprechende Verwendung und Gelegenheit, ihre Kriegswissenschaft zu bethätigen, suchten. In dieser Hoffnung hat sich Mancher recht bitter getäuscht. Ich selbst konnte solche Hoffnung nicht hegen; denn ich habe von meinem militärischen Können, das über das eines sogenannten Sommerlieutenants nicht hinausgeht, keine übertriebene Vorstellung. Trotzdem — oder gerade deshalb — kann ich Genz und anderen früheren aktiven Offizieren, die mehr militärische Fähigkeiten und Kenntnisse haben als ich, ihre bittere Stimmung nachfühlen. Sie hatten ein gutes Recht, ärgerlich zu sein.

Aber ein unbefangener Leser wird, glaube ich, aus den Ausführungen Genz's kaum herauslesen, weshalb man die europäischen Offiziere nicht auch bei den Buren als Offiziere anstellte. Die Hauptsache erwähnt er nicht. Weder Verds noch Dym Paul oder Steijn, weder Zoubert noch Dewet konnten einen Burenkommandanten ernennen; denn gesetzlich stand ja den Bürgern eines Kommandos die Wahl ihrer Vorgesetzten frei. Einem ihnen vorgesezten, nicht gewählten Führer hätten die Bürger überhaupt nicht gehorcht. Zur Artillerie, die bezahlt und nach europäischem Vorbilde organisiert war, konnte Steijn wohl diesen oder jenen europäischen Offizier schicken. Weiter aber reichte auch seine Amtsgewalt nicht.

Im Verlauf des Krieges wußten übrigens doch manche Deutsche ihre Person zur Geltung zu bringen. Eben der von Genz erwähnte Oberst von Braun, der zunächst als gewöhnlicher Freiwilliger Kriegsdienste that, hat an den vertrautesten Verhandlungen des Kriegsrathes vor Ladysmith theilgenommen. Andere Deutsche haben als Kommandanten von Ausländercorps und als Artillerieoffiziere von sich reden gemacht oder sind sonst mehrfach hervorgetreten. Kommandant Vanke, der außer Deutschen Buren unter sich hatte, hatte sicher mehr Einfluß als ein Durchschnittskommandant bei den Buren. Andere, zumal jüngere Offiziere, die in bestem Ansehen bei ihren Kameraden standen, haben leider weniger Gelegenheit gehabt, sich als Führer zu zeigen. Bauernstolz, berechtigter und unberechtigter, den der Bauer Südafrikas mit den Bauern der ganzen Welt gemein hat, war zum guten Theile mit Schuld. Aber andere Umstände, die Genz nicht genügend hervorhebt, möchte ich für eben so wichtig oder noch wichtiger halten. Erstens mußte sich doch jeder Europäer erst auf den Ebenen und zwischen den Kopjes zurechtfinden, sich in die Anschauungen der Afrikaner hineinbeugen, ihre Sprache und ihren Umgangston beherrschen lernen, ehe er als Führer hervortreten konnte. Alles Lernen aber kostet Zeit. Ungünstiger noch wirkte ein zweiter Umstand. Es muß gerade den besten Offizieren übel zu Muth geworden

sein, wenn sie sich die Leute ansahen, die sich wie künftige Beherrscher des Vereinigten Südafrikas vorliefen und Dem gemäß gebahrten. Wie unjagbar lächerlich machte sich da eine Gestalt, die in der buntesten Uniform einherstolzte, so daß gutgläubige Menschen auf den Gedanken kommen konnten, das Deutsche Reich habe diesen Pfau als Militär-Attaché hinübergeschickt! Natürlich hatte dieser Held, der wohl kaum mal eine Kugel pfeifen hörte, in Deutschland niemals die Epauletten getragen. Solche Leute machten sich nicht nur lächerlich, sondern erregten Argwohn. Manche Transvaalfahrer traten so merkwürdig auf, daß sie schon ihren Mitreisenden wie „Spione“ vorliefen. Jeder von uns hat wohl mindestens ein paar solche merkwürdige Menschen kennen gelernt. Kann man den Buren verdenken, wenn sie solche Leute beobachteten? Und ist es verwunderlich, wenn sie gegen diesen oder jenen Fremdling mißtrauisch waren? Gewiß konnte Genß wüthend werden, als er erfuhr, daß ihn ein Detektiv eine Zeit lang beobachtet hatte. Aber er wird selbst zugestehen, daß es unter den Ausländern allerlei recht verdächtige Menschen gab. Wer lehrte die Buren aber das Gehte vom Falschen scheiden? Außerlich konnte man Geschäftsmenschen und Maulhelden und Kampfmenschen und Betrüger nicht von einander unterscheiden. Nach dem Gefecht mußten aber die Männer, die die Pferde in der Deckung gehalten hatten, oft die besten Generalideen und Spezialideen anzugeben. Und diese guten Rathschläge waren manchmal gar nicht billig. Das Rechnungsbuch des Transvaal-Hotels in Pretoria weiß zu erzählen, wie einige Leute auch im unbekanntem Lande zu leben mußten, — auf Kosten Anderer. Wer einmal bei Schiel nachgesehen hat, wie er die Ausländer mit wenigen Ausnahmen schildert, Der wird ganz verständlich finden, daß die Buren zu Anfang wenigstens dem Fremden mißtrauisch gegenüberstanden.

Leider fehlte es ja auch nicht an harmlosen und ernsthaften Zwischenfällen, die immer wieder zu allerlei Streit und Zanf zwischen Ausländern und Buren Anlaß gaben. Da schießt ein Deutscher einen Springbock, der von einem Farmer unter Jeter und Rorbis als Eigenthum zurückgefordert wird, alldieweil besagter Springbock ein ganz gewöhnlicher Haus- und Stalljiegenbock war. Oder ein Deutscher trinkt sein Roß an einer Wasserstelle, die für die Trinkbedürfnisse der Menschen bestimmt ist; oder ein anderer wäscht seine Kleider da, wo die Pferde getränkt werden sollen. Und nicht nur über die Lagerordnung war man verschiedener Ansicht. Niemals bin ich klar darüber geworden, warum die Buren gern „Deil Dir im Siegerkranz!“ hörten, höchst ungeru aber „Deutschland, Deutschland über Alles.“ Man sollte doch meinen, daß sie als echte Republikaner nicht unserer Kaiserhymne den Vorrang geben müßten. Und doch war es so. Und welch ein Unterschied der Lebensauffassung klappte auf, wenn hier die Bußpsalmen zum Himmel um Gnade flehten, während fünfzig Schritte davon stürmisch herausfordernd und wild die Marschallaise erklang! Daß Buren gern die „Wacht am Rhein“ hörten oder mitsingen, habe ich oft erlebt; daß wir ihren Psalmen gleiche Aufmerksamkeit erwiesen hätten, wird Keiner von uns Deutschen behaupten. Wie vorsichtig muß man anderen Menschen gegenüber sein, wenn man die Anschauungen, die ihnen heilig sind, nicht verletzen will! Ich sehe noch heute das Gesicht des ehrlichen Staatssekretärs Reiz vor mir, wie es zornig erröthete, als ein früherer deutscher Offizier entrüstet die Zu-

nutzung von sich wies, ein Gewehr in die Hand zu nehmen. Ich wollte meinen Landmann daran erinnern, daß ja auch Scharnhorst bei Auerstädt zum Gewehr gegriffen hat, bezieht aber wohlweislich diese Bemerkung für mich. Heute weiß Jener eine Schußwaffe sicher besser zu werthen als früher. Vielleicht denkt er auch daran, daß Dewet und Steijn sich nicht für zu hoch hielten, selbst das Gewehr in die Hand zu nehmen. Verschiedene Kulturstufen bedingen eben verschiedene Lebensauffassungen. Doch Das nebenbei. Der nächste Krieg wird auch unsere Kavallerie, die ihre blanke Waffe für ritterlicher hält als die Schußwaffe der Infanterie, sicher recht häufig als berittene Infanterie erscheinen lassen.

Nicht glücklich verfährt Genz, wenn er Bur und Holländer in eine Gleichung setzt. Der Bur selbst konnte recht aufgebracht werden, wenn man ihn für einen Holländer hielt. Er fühlte sich als ganz anderen Menschen. Genz kann daher das von ihm angezogene thörichte Urtheil eines holländischen Arztes nicht als für die Buren kennzeichnend anführen. Auch die Zeitungsschreiber der Volksstom waren keine Buren, sondern Holländer. Es ist ja einfach wahr, daß der Bericht des genannten Blattes über die Niederlage bei Mandslaange die frivole Sage anstommen ließ, die Deutschen hätten diese Schlappe verschuldet. Eine später vom Dr. Ballentin eingesandte Berichtigung ist kaum beachtet worden. Aber eben so frivol ist die Sage, die Buren hätten die Deutschen „schmähslich im Stich gelassen“. Genz hat diese Sage nicht erfunden, aber er mußte sie untersuchen, ehe er sie weitergab. Der Gedanke, noch einmal eine Darstellung der Schlacht zu geben, widert mich an. Ich welse nur darauf hin, daß die Buren in jener Schlacht recht harte Verluste gehabt haben, eben so wie die Deutschen. Beide haben tapfer und unglücklich gekämpft, aber nicht wie Verräther.

Fertig ist auch, was Genz über die Ausplünderung der Leiche des Herrn von Bräsewitz, der uns besonders heilig ist, berichtet. Thatsächlich hat ein Bur die Leiche geplündert, ist aber nachher gezwungen worden, die Werthsachen wieder herauszugeben. Solche vereinzelte Fälle von Diebstahl und Leichentaus werden von der Mehrheit der Buren genau so be- und verurtheilt wie in jeder anständigen Gesellschaft. Aus Genzens Sätzen könnten unkritische oder überkritische Leser herauslesen, die Buren hätten im Allgemeinen deutsche und englische Gejallene ausgeplündert, und nur ihre eigenen Toten nicht. Dem gegenüber bemerke ich, daß ich auf den Photographien des Leichensfeldes auf dem Spionskop nicht die Zeichen an den Toten entdecken kann, die nach der Ansicht meines Vorredners Zeugniß von allgemeiner Leichentrüberei ablegen sollen. Dergleichen ist mir auch undenkbar, wenn ich aus den Berichten von Waffenbrüdern, die am Spionskop mitgekochten haben, und aus meinen eigenen Erfahrungen einen Schluß ziehen darf. Ich habe auf den Gefechtsfeldern des Kaplandes und im Freistaat, wo ich mitgekochten habe, stets nur beobachtet, daß die Buren vor unseren Toten die selbe Ehrfurcht hatten wie vor ihren.

Genz erging es nach der Einnahme von Pretoria schlecht. Er wurde ins Gefängniß gesperrt, wo er von Gefängnißwärtern, die aus transvaalischem in englischen Dienst getreten waren, schlecht behandelt wurde. Bei einer Gelegenheit benutzte ihn sogar ein mitgefangener junger Bur. Ja, es ist eine traurige nackte Wahrheit, daß es unter den Buren Verräther gegeben hat. Die aber haben nicht nur Deutsche, sondern auch Buren verrathen. Ich kann hinzufügen,

daß nach der Einnahme von Johannesburg auch Deutsche in den Verdacht kamen, den Engländern als Spione zu dienen. Nun: diese Verräther werden nicht nur Buren, sondern auch Deutsche verrathen haben.

Dann erzählt Genz, die Buren hätten das deutsche Corps unter Runk schlecht beritten gemacht, so daß es unfreiwillig während des Rückzuges durch den Freistaat zurückbleiben und so beständig die Arrieregarde der flüchtenden Buren bilden mußte. Als Runk das Kommando von Brall, unter dem ich gebient habe, übernahm, lag ich schon im Hospital. Aber die Versicherung kann ich geben, daß Runks Corps nicht etwa schlecht beritten gemacht wurde, weil es nur aus Deutschen bestand. Als ich selbst mit vier oder fünf Jahrtgenossen Pferde aussuchte, wurden uns dreißig vorgeführt, unter denen wir die Wahl hatten. Mit der Hilfe eines pferdekundigen Buren gelangte ich zu einem tadellosen Thiere, das mir vorzügliche Dienste geleistet hat. Des tapferen Runks Ruhm ist nicht etwa durch schlechte Beschaffenheit seiner Pferde bebingt. Er wird nicht behaupten, daß die Buren ihm absichtlich schlechte Pferde geliefert haben.

Nur augenblickliche Verbitterung kann Genz die Behauptung aussprechen lassen, daß die Buren „die Opfer an Leben und Freiheit, die so viele Männer ihnen brachten, hier in Afrika nur mit Spott und Verachtung belohnt haben.“ Das Verhalten des deutschen Corps in den capländischen Gefechten (Januar und Februar 1900) wurde wiederholt in den Depeschen ehrend hervorgehoben. General Grobeler hat öfter als einmal uns seine Anerkennung ausgesprochen. Ähnliches berichten Seiner und Schiel. Insbesondere habe ich häufig erlebt, daß die Buren uns ihrer Theilnahme für die gefallenen dapperen duitsoen broers versicherten. Noch im Hospital wurde ich immer wieder nach dem Grafen Zeppelin, Schmiy-Dumont und Bräsewig gefragt. Hat Genz einmal die Buren über den Major von Dalwig „nur mit Spott und Verachtung“ sprechen hören? Haben nicht die Burenkommandos jeden ehrlichen Deutschen, der in ihrem Verbande foßt, kameradschaftlich behandelt? Schade, daß wir uns nicht früh genug entschließen konnten, uns einfach unter sie zu mischen. Durch unsere Absonderung in Fremdenabtheilungen erregten wir leicht den Verdacht, daß wir uns doch für etwas Besseres hielten.

Ich begreife, daß Genz als früherer Offizier die Zustände in der Burenarmee „unglaublich“ findet; er legt eben den Maßstab europäischer Verhältnisse an sie. Dieses Verfahren ist aber nicht gerecht. Man kann nicht die großen und die kleinen „Klumpen Menschen“ mit unseren Bataillonen, die ungebildeten sechzehnjährigen und sechzigjährigen „Bürger“ mit unseren Soldaten vergleichen, ihre gewählten Kommandanten und Generale, die nie ein Compagniekloppen oder Liebesmaß gesehen, geschweige denn mitgemacht haben, mit unseren Offizieren. Die Nachwelt wird es einfach unglaublich finden, daß trotzdem das ungeschulte Bauernaufgebot einer überlegenen europäischen Armee sich durchaus gewachsen zeigte. Wenn die Kriegführung große Mängel hatte, wenn nicht alle Kämpfer kriegerischen Geist bewiesen, so darf man diese Erscheinungen nicht einfach mit „Feigheit“ oder „Müßlichem Benehmen“ erklären. Man stelle die Bauernschaft irgend eines unserer Dörfer vor eine Aufgabe, wie sie der Sturm auf den Spiondkop war, und man wird Etwas erleben, das nur Der unglaublich finden kann, der in der Völktpsychologie und in der Kriegsgeschichte nicht die

richtigen Seiten gelesen hat. Ich denke als guter Deutscher viel zu hoch von unserer auf Jahrhunderte langer Ueberlieferung beruhenden Heeresorganisation und -Disziplin, als daß ich sie bei Bauern suchen konnte, die weder einen Alten Fritz noch einen Blücher oder Moltke gehabt haben.

Trotz Alledem haben unsere südafrikanischen Brüder recht tüchtige Leistungen aufzuweisen, zum Beispiel gerade den Sturm auf den Spionkop. Genß selbst läßt den Leser fühlen, wie schwer es für die „sehr dünne Burenlinie“ war, den übermächtigen Feind vom Berg hinunterzuwerfen. Trotz dem Mangel an Zusammenhang fanden sich so viele einzelne brave Menschen, daß sie den Engländern bis auf nahe und nächste Entfernungen sich entgegenwerfen und sie, unterstützt durch die vorzügliche Artillerie, niederklämpfen konnten. Die Artillerie und die Polizeitruppen der Buren halten sicher einen Vergleich mit jeder organisierten europäischen Truppe aus. Die aufgebotenen Kommandos haben zum Theil wenig, zum anderen über Erwarten viel geleistet, im Durchschnitt mehr, als man von undisziplinierten Truppen verlangen kann. Wie sollte man sich auch den zähen Widerstand der letzten Burenhäuflein erklären, wenn man sie, wie Genß, aus feigen, kläglichen Wesellen bestehen läßt?

Ich will ganz aufrichtig gestehen, welche beiden Fragen mich bewegten, als ich die Küste Südafrikas betrat. Die eine lautete: Besteht wirklich eine Armee „meist aus indolenten Menschen“, wie der große Friedrich gesagt hat? Und die zweite: Wird dieses Volk, das ein Jahrhundert hindurch umhergezogen ist in der Wildniß, das ohne Pastor und Gesehgeber und Lehrer zwischen Wilden vereinzelt umherstreift, nicht selbst verwildert sein? Und ich fand ein Volk, bis zur Weichheit friebfertig, an dem alle Friedensfreunde und -Freundinnen ihre Freude hätten, das den Krieg als Sünde verabscheut, — und doch seine Freiheit liebt. Und unter den Bauerfitteln entdeckte ich nicht nur indolente Menschen, sondern Helbennaturen, die auch dem Jaghaften ihren Feuergeist einhauchen. Das kam mir nicht selbstverständlich vor, sondern gab mir Räthsel auf, die mir noch kein Buch, das ich las, gelöst hat. Eins nur weiß ich: daß ich unter unseren südafrikanischen Bauern den Lebensmuth und die Lebensfreude, die mir hier verloren zu gehen drohten, neu gefestigt habe.

Jever.

Franz Henkel.



## Nationale Geschäfte.

**I**n der Generalversammlung der Hamburg-Amerika-Linie erschien Herr Dr. Diederich Hahn, der Direktor des Bundes der Landwirthe, und stand seinem so oft gescholtenen Gegner, dem Juden Ballin, gegenüber. Herr Hahn kam, sah und . . . ja, ich kann mir nicht helfen: mir scheint, er blamirte sich. Auf eine lange Rede voll anerkennenswerth objektiver Fragen antwortete Herr Generaldirektor Ballin mit lauter nichtsagenden Nebensarten und Herr Dr. Hahn erklärte sich schließlich für überzeugt und forderte, gerührt von solcher Wahrung nationaler Interessen, die einstimmige Annahme der Statutenänderung und die Sanktion des mit Worgan geschlossenen Vertrages.

Ich habe hier schon ausführlich über den Ozeantrust gesprochen, der, wenn nicht aller Voraussicht nach inzwischen der amerikanische Krach käme, geeignet wäre, Deutschlands wirtschaftliche Kraft in Fesseln zu schlagen. Herr Dr. Hahn ging mit den selben Bedenken in die Versammlung; und wenn ich auch seiner politischen und wirtschaftlichen Anschauung fremd und feindlich gesinnt bin, so kann mir doch nicht einfallen, ihm das Lob dafür vorzuenthalten, daß er, als ein Einzelner, sich in das Lager der Seeschwärmer gewagt und ihnen seine Befürchtungen offen ins Gesicht gesagt hat. Die nach Hamburg berufenen Aktionäre und Aufsichtsräte schießen, hauen und stechen freilich nicht; das Trampeln und Schreien ist ihre einzige Waffe, die sie nach den Versammlungsberichten denn auch fleißig gebraucht zu haben scheinen. Wenn das Wort „nationales Interesse“ fiel, dann johlte der Chor; und als gefragt wurde, ob denn die Gesellschaft sich vor dem Vertragsabschluß auch mit der Regierung ins Einvernehmen gesetzt habe, wurde gerufen: „Das ist uns gleichgiltig!“ Die Aktionäre sehen in dem Trustvertrag eben ein gutes, einträgliches Geschäft; und in solcher Stimmung pflegen Kapitalisten das nationale Interesse billig zu geben.

Allerdings darf man fragen, was Herr Hahn unter nationalem Interesse versteht. Billige Volksernährung wünscht er nicht und für den Exporthandel braucht er nicht zu sorgen. Der Gegensatz der Herren Ballin und Hahn ist nicht damit erklärt, daß der Erste Jude, der Zweite arischer Christ ist. Herr Ballin ist freihändlerisch hanseatischer Rhedereidirektor, dem der Schutzzoll die Rückfrachten, also den Verdienst schmälert. Herrn Hahn aber ist wohl nicht nur die Kriegsmarine, sondern auch das bunte Gewimmel der Kauffahrteischiffe „gräßlich.“ Nicht die Möglichkeit erhöhter Frachtpreise von Europa nach Amerika ängstigt ihn, sondern die andere: daß die Jankes in ihrer neuen Machtstellung die Frachtpreise nach Europa künftig wesentlich herabsetzen können. Das war das nationale Interesse, das er vertreten zu müssen glaubte.

Nach dem Auftreten des Herrn Hahn, der doch sicher im Einverständnis mit den übrigen Beherrschern des Bundes der Landwirthe gehandelt hat, muß man annehmen, daß die Interpellation des Grafen Kanitz nicht zur Verhandlung kommen wird. Denn dem Grafen könnte ja einfach geantwortet werden, der Bundesdirektor selbst habe dem Ozeantrust feierlich zugestimmt. Man fragt sich unwillkürlich, was die Agrarier bewegen haben könne, ihr Urtheil über den Trust plötzlich zu ändern. Die Gefahr einer weiteren Verbilligung der Getreidefrachten ist vorhanden und man könnte es den für ihre Existenz Kämpfenden nicht verdenken, wenn sie sich zur Wehr setzten. Zwar steht im Vertrage, „vorläufig“ solle nur die Personenfracht vom Trust geregelt werden. Das aber ist nur ein Trostesprüchlein für ängstliche Seelen. Und von dem Wunsch, den von unserer Latifundienwirtschaft übers Meer getriebenen Auswanderern die Fahrt zu verhüten, werden die Agrarier sich doch wohl nicht leiten lassen.

Die Thatsache, daß der Bund der Landwirthe durch seinen Direktor mit Herrn Ballin Frieden geschlossen hat, müßte am Meisten eigentlich unsere Liberalen erstauen. Die Agrarier greifen selbst die vernünftigsten Maßregeln der Rhedereidirektoren an, weil sie von politischen Gegnern stammen; und die Liberalen gehen mit Herrn Ballin durch Dick und Dünn, weil er im Handelsvertragsverein eine große Rolle spielt. Durch solche Momente wird heute ja

leider das politische Urtheil in Deutschland bestimmt. Wenn dem Gegner ein Schlag versetzt wird, opfern die Liberalen Würde und Klugheit; wie jubelten sie, als die konservativen Landräthe für ihre Abstimmung bestraft wurden! Die selbe Dummheit wiederholt sich jetzt. Fast die ganze liberale Presse schilt Herrn Dieberich Hahn, weil er in einer Aktionärsversammlung aufzutreten gezwung hat. Der manchesterlichen Anschauung ist es eben ein Gräuvel, daß Jemand sich erdreistet, mit dem Hinweis auf allgemeine Interessen sich in die Geschäfte der Aktionäre zu mischen. Trotz dem Gezeter wird dieser Brauch sich aber einbürgern. Die Arbeiterschaft hat damit begonnen, die Lohnfragen vor das Forum der Aktionäre zu tragen; mit Recht: denn in diesen Versammlungen sitzen Männer, deren Wort in solchen Fragen gewichtiger ist als das von Ministern und Staatssekretären, die morgen vielleicht schon ins Schattenreich sinken.

Daß Herr Hahn gegen den Trust auftrat, wird getadelt, nicht aber, daß er sich mit lecten Redensarten abspeisen ließ. Als er darauf hinwies, daß die amerikanischen Schiffe, denen der Vertrag die deutschen Häfen sperrt, doch nach Belgien kommen dürfen, erwiderte Herr Ballin von oben herab, seit elf Jahren schon bestche eine Konvention, wonach belgischen und holländischen Schiffen der Verkehr mit ihrer Heimath reservirt sei. Aber Herr Hahn fragte nicht — und Herr Ballin brauchte deshalb auch nicht darauf zu antworten —, ob denn die Verhältnisse nicht völlig verändert seien, seit die große Holland-Amerikalinie den Amerikanern gehört. Eben so wenig wurde gefragt, im Besitz welcher Leute denn eigentlich die Aktien der belgischen White-Cross-Linie seien. In einem Punkt waren die feindlichen Brüder von vorn herein wundervoll einig: in der Freude darüber, daß in dem Trust nicht die Engländer, sondern die Amerikaner die Führung haben. Es scheint einen großen Unterschied auszumachen, von wem man bewuchert wird: nur jüdischer und britischer Wucher ist unerträglich.

In unserer liberalen Presse aber herrscht Jubelstimmung. Herr Ballin, heißt es, ist ein großer Mann und die nationale Unabhängigkeit der deutschen Gesellschaften ist in vollem Umfang gewahrt. Daß ich anderer Ansicht bin, habe ich schon gesagt. Doch schließlich sind darüber verschiedene Anschauungen möglich. Einig aber sollte man in dem Zugeständniß sein, daß die Widerstandskraft der deutschen Gesellschaften durch die Staatsubvention wesentlich gestärkt worden ist. Das wurde in den Times gesagt, die deshalb von unserer Presse heftig angegriffen werden. Die Redakteure der Times sind über deutsche Verhältnisse schlecht unterrichtet und ihrer Antipathie gegen Deutschland fehlt jeder feste Boden. Auch der Artikel über den Anschluß der deutschen Gesellschaften an den Trust enthielt Irrthümer; die englischen Redakteure scheinen zu glauben, die deutsche Regierung sei Theilhaberin des Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie. Diese Fehler griff unsere Presse eifrig auf. Im Schulmeister-ton wurde den Engländern auseinandergesetzt, das Deutsche Reich sei nicht Theilhaber der Gesellschaften, die auch für den Verkehr mit Amerika keine Subventionen empfangen, und die Postvergütung sei nicht größer als die von England seiner Handelsflotte gewährte. Doch kommt es gar nicht darauf an, für welche Linie eine Staatsubvention gewährt wird; wenn das Reich die Rheedereien strafen wollte, konnte es ihnen ja die Subventionen für die ostasiatischen Linien verringern. Man braucht nicht immer an dem Glied gestraft zu werden, mit dem man gesündigt hat. Ganz richtig sagen aber Times und

andere englische Blätter, die Furcht, von den Amerikanern verschlungen zu werden, habe die deutschen Gesellschaften zum Anschluß bestimmt. Man stand eben vor der Wahl zwischen zwei Uebeln, von denen auch der Regierung der Trustvertrag das Kleinere schien. In nationalem Hochmuth liegt hier also keine Veranlassung vor.

Die alte Taktik, die Schwäche der Position mit nationalen Phrasen zu bemänteln, eine Taktik, zu der selbst die Liberalisten der Liberalen sich jetzt entschlossen haben, zeigt sich auch auf einem anderen Gebiet: bei der Behandlung des Boykottversuches, den polnische und russische gegen deutsche Firmen seit den Tagen von Breschen unternommen haben. Anfangs hatte man für diesen Versuch nur Hohn und Spott; und als die Sache dann ernst wurde, ging man zu wüstem Schimpfen über. Die Polen, die das nationale Interesse trieb, ihre Waaren anderswo theurer als in Deutschland zu kaufen, wurden von den selben Russen geschmäht, die sonst nicht laut genug von dem auf dem Altar des Vaterlandes zu bringenden Opfern zu reden wissen. Natürlich fehlten unter den begeisterten Polen auch die Krapulinski und Waschlappski nicht; zu ihnen ist der warschauer Kunde zu zählen, der auf eine Mahnung antwortete, er habe jeden Verkehr mit Deutschland abgebrochen und könne, nur um Rechnungen zu bezahlen, von seinen heiligsten Grundätzen leider nicht abweichen. In den meisten Fällen aber handelte es sich um eine durchaus ernste Kundgebung. Die deutschen Geschäftsleute wissen ein trauriges Lied davon zu singen.

Ich hätte diese Sache heute nicht noch einmal erwähnt, wenn ein neuer Vorgang sie nicht wieder ins Gedächtniß gerufen hätte. In der Rheinisch-Westfälischen Zeitung ist ein Schreiben veröffentlicht worden, das die Weisheit Aktiengesellschaft Johann Faber in Nürnberg an Kaufleute in Russisch-Polen gerichtet hat. Darin wird ausführlich auseinandergesetzt, daß die staatsrechtlichen Verhältnisse des Deutschen Reiches, dessen Bundesstaaten selbständig sind, Bayern nicht gestatten, sich in Preußens Polenpolitik einzumischen, daß es deshalb aber auch ungerecht sei, alle deutschen Staaten zu boykottiren. Am Schluß des Briefes heißt es: „Die polnische Presse wäre daher darauf hinzuweisen, einen Unterschied zwischen Antipreußisch und Antibayerisch zu machen, damit nicht solche Betriebe in Mitleidenschaft gezogen werden, die sich um Politik nicht kümmern, sondern nur darauf ausgehen, ihre Abnehmer coulant und solid zu bedienen.“ Nun mag es ja Manchen ärgern, daß hier dem Ausland ein tiefer Blick in die herrliche Einheit des Deutschen Reiches gewährt wird; und sehr taktvoll kann ich das Verfahren der Firma Faber nicht finden. Aber es ist leider nur zu verständlich. Denn unsere neuere Politik ist nicht selten nur dazu angethan, den deutschen Kaufleuten das Geschäft zu verderben. Und oft genug wird diese Schädigung nicht von der Rücksicht auf die nationale Wehrfähigkeit, sondern von persönlichen Wallungen herbeigeführt. Daß da schließlich den Partikularisten, die außer mit neuen Steuern auch noch mit Geschäftsverlusten zahlen sollen, die Galle überläuft, kann man ihnen nicht übel nehmen. Es ist auch kein Unglück, wenn einmal offenbar wird, welche Verluste die nutzlose Chikanirung der Polen uns bringt. An diesen Verlusten ist die vom Weltmachttaumel ergriffene liberale Presse mitschuldig, — die Presse der Geschäftsleute. Das ist der Humor davon.

Plutus.